This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

25233
106

146
.33.106

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
ICHABOD TUCKER,
OF SALEM, MASS.
(Class of 1791.)

8 Jan. 1876.

Weihnachtsblüthen

in

Sitte und Sage.

Von

Wilhelm Mannhardt.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1864.

25233.106
1876, [illegible].8.
Tucker Fund.

Vorwort.

Während Völker um Völker im großen Kampfſpiel der Geſchichte vom Schauplatze abtraten, wiſſenſchaftliche Syſteme und politiſche Meinungen in buntem Wechſel ſich ablöſten, hat das Weihnachtsfeſt — aus ewigen Bedürfniſſen der Menſchenbruſt hervorgegangen — ſeit Jahrtauſenden ſeine Dauer behauptet und Millionen Herzen beſeligt. Wie verſchieden auch ihm gegenüber die mannigfachen Bildungskreiſe in dogmatiſcher Hinſicht ſich verhalten mögen, ſeine Feier — wie ſie ſich unter uns ſeit Alters geſtaltet und bewahrt hat — iſt eines der höchſten und heiligſten Kleinode des deutſchen Volkes, und heute wie ehedem übt es ſeinen Zauber überall da, wo ein lebendiges Verſtändniß ſeiner inneren Bedeutung in Geiſtern und Gemüthern ihm entgegenkommt. Einer dreifachen Betrachtung kann nicht ausweichen, wer nicht

bloß in kindlichem Glauben froh ſein, ſonder
inneren Weſen das hehre Feſt verſtehen will;
philoſophiſch-religiöſe Erörterung muß ſich mi
hiſtoriſchen Einſicht in die Feſtlegende und in d
ſchichtliche Entwickelung der Weihnachtsfeier v
den. Für die erſtere hat uns Schleiermacher i
nem herrlichen Geſpräche „Die Weihnachtsfeier" (
Ausgabe. Berlin, Reimer 1850) ein unübertro
Muſter hinterlaſſen; das Verſtändniß der Feſtle
iſt durch die redlichen Bemühungen unſerer ne
kritiſchen Theologie, die Geſchichte des Feſtes
zahlreiche Einzelforſchungen im Laufe der letzten
bedeutend gefördert worden. Einen Theil dieſe
winnes möchten die nachfolgenden unſcheinbaren
ſätze weiter verbreiten helfen. Der erſte iſt 186
einen Freundeskreis geſchrieben worden, der zweite
cher hier vermehrt erſcheint) war ſchon 1860 in de
lage zur Volkszeitung erſchienen. Der Verfaſſer
darin einiges von dem nicht unbedeutenden Mat
verarbeitet, welches er ſeit Jahren zur Geſchicht
Weihnachtsfeſtes beiläufig geſammelt, aber noch
allſeitig durchforſcht hatte. Wie er bereits 18
ſeinen German. Mythenforſchungen S. VI. als
cip ausgeſprochen hatte: „Das Chriſtenthum tri
den Gemüthern Wurzel ſchlagend ſeine eigenen

genknospen, und von dieſer Seite weit mehr als durch den Nachweis der Umkleidung heidniſcher Mythen mit kirchlichem Gewande wird die Legende ihr tieferes Verſtändniß finden", ſo hatte er nun einige bis dahin für heidniſch gehaltene Gebräuche und Legenden als Erzeugniſſe chriſtlicher Ideen nachgewieſen. Später übergab er ſeine geſammten handſchriftlichen und gedruckten Collectaneen Paulus Caſſel zur Benutzung, der davon in ſeinem bedeutenden Werke „Weihnachten, Berlin 1862" in ausgedehntem Maße Gebrauch gemacht hat. Dem glänzenden Scharfſinne und den patriſtiſchen Kenntniſſen dieſes Gelehrten iſt es gelungen, der Wiſſenſchaft eine neue Bahn zu eröffnen, indem er an vielfachen Einzelheiten zur Gewißheit brachte, was der Verfaſſer dieſes Büchleins bisher nur durch wenige Thatſachen unterſtützt im Princip behauptet hatte, das Daſein eines rein chriſtlichen Aberglaubens und chriſtlicher Mythologie im Gebiete deutſcher Volksüberlieferung. Auf ſeine Ausführungen durfte deshalb mehrfach in den nachträglich geſchehenen Erweiterungen eines urſprünglichen Aufſatzes verwieſen werden. In andern Fällen zeigte ſich bei näherer Anſicht ſtreitiges Gebiet zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum, über welches erſt erneute wiſſenſchaftliche Unterſuchung zu entſcheiden

haben wird. Eine ſolche lag diesmal nicht in n
ner Abſicht; nur gelegentlich bringt das Büchlein e
Erweiterung der bisher gewonnenen Erkenntni
Nach mehreren Jahren körperlicher Leiden und l
dernder Schickſale hofft der Verfaſſer indeß nunm
bald an dem weiteren Ausbau der Wiſſenſchaft ſe
nach Maßgabe ſeiner Kräfte wieder Theil nehmen
dürfen.

Der Wunſch einiger Freunde, welche die bei
Aufſätzchen für geeignet hielten, auch weitere Kr
zu erfreuen, veranlaßte ihre jetzige Veröffentlichu
Anſpruchslos mögen ſie hinausgehen und in manch
Hauſe die Weihnachtsfreude erhöhen helfen.

Danzig.

Wilhelm Mannhar

Die Kindheit Jesu in der Volkssage.

Unter allen Erzählungen, welche jemals in menschlicher Rede und Schrift ergangen sind, werden keine herrlicheren und lieblicheren gefunden werden, als die wenigen, aber in reiner Einfachheit großartigen Züge, mit denen die Evangelisten die Kindheitsgeschichte Jesu berichten. Denn in ihnen lebt die ganze Größe, Geistigkeit und Heiligkeit desjenigen, der das Reich Gottes vom Himmel in die Menschenbrust zu verpflanzen kam. Deshalb sind jene Erzählungen auch von Anfang an der mächtigsten und tiefsten Wirkung auf die Gemüther der Menschen gewiß gewesen und haben selbst da Wurzel geschlagen und neue Knospen getrieben, wo man die Gestalt und Botschaft Christi in ihrer reinen Wahrheit noch nicht zu begreifen vermochte. Es konnte nicht fehlen, daß sie durch die Phantasie ungebildeter, jugendlich denkender Volksschichten mannigfache Umwandlungen und Erweiterungen erlitten, aber selbst diese Umdeutungen und Erweiterungen legen ein Zeugniß ab von der ewigen, unzerstörbaren Macht der ursprünglich innewohnenden Idee und von der in die weiteste Ferne fortwirkenden Kraft der Persönlichkeit Christi, welche uns

aus den Schilderungen der kanoniſchen Evangelien wie aus einem reinen Spiegelbilde entgegenſchaut. Und wahrlich, wenn man die Kindheitsgeſchichte Jeſu tief in die Volksſage chriſtlicher, ja ſelbſt in die großen Nationalepen heidniſcher Stämme verflochten ſieht, wird man ſich der Einſicht nicht verſchließen können, wie ſie ſogar noch in ſchattenhafter Verdunkelung die Kraft bewährt, ein jedes Menſchenherz — wes Glaubens es ſei — zu erwärmen und über das irdiſche Intereſſe zu erheben.

Die erſten Erweiterungen der evangeliſchen Berichte vollzogen ſich im Laufe der erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung innerhalb der orientaliſchen Chriſtengemeinden. Sie ſind uns aufbehalten in einer Anzahl von apokryphen Evangelien, die zu verſchiedenen Zeiten und mit ſehr verſchiedenen dogmatiſchen Tendenzen weit ſpäter, als die ächten Evangelienbücher niedergeſchrieben ſind. Die Verfaſſer derſelben entlehnten jedoch im Weſentlichen ihren Stoff der Volksſage unter den Gemeinden. Leſen wir einzelne bedeutende Züge aus den hauptſächlichſten Berichten zuſammen, um daran einige Bemerkungen über die Entſtehung und den Urſprung ihres Inhalts zu knüpfen.

In Iſrael lebte ein kinderloſes Ehepaar Joachim und Anna. Anna ſaß unter einem Lorbeerbaum und ſchaute über ſich das Neſt eines Sperlings mit junger Brut. Bekümmert rief ſie zu Gott: „Soll ich verflucht ſein vor den Kindern Iſrael? Nicht einmal den Vögeln des Himmels kann ich mich vergleichen, denn ſie ſind fruchtbar, o Herr, vor Deinem Angeſicht.“ Da erſchien ihr der Engel des

Herrn und ſprach: „Anna, Gott hat Deine Rede gehört, Du wirſt [empfangen und] ein Kind gebären, des Name wird in der ganzen Welt verherrlicht werden.“ Anna erwiderte: „Der Herr mein Gott lebt“ und ſie gelobte ihr Kind ſein Leben lang dem Dienſte Jehovahs. Maria war dies Kind der Verheißung. Drei Jahre alt wurde ſie von ihren Eltern in den Tempel geführt, und der Obhut der Prieſter übergeben. Zwiſchen den andern dienenden Mädchen und Jungfrauen, die ſie feierlich mit angezündeten Lampen empfingen, wuchs ſie nun auf, wie eine Taube, die im Hauſe des Herrn gezogen wird, und ihre Speiſe empfing ſie aus der Hand eines Engels. Mit dem zwölften Jahre kam für ſie die Zeit, in welcher die Jungfrauen aus dem Tempel zu ſcheiden pflegten. Da verſammelte der Hoheprieſter Zacharias alle Wittwer der zwölf Stämme und gebot jedem einen Looſtab mitzubringen. Unter den andern Greiſen kam auch Joſeph der Zimmermann und hatte ſein Beil dahintengelaſſen. Als nun der Hoheprieſter die Looſtäbe vor das Angeſicht des Herrn brachte und fragte, wem Maria als unentheiligte Gattin zur Bewahrung übergeben werden ſolle, flog eine Taube aus Joſephs Stabe auf und ſetzte ſich auf ſein Haupt. Gehorſam nahm Joſeph die Jungfrau zu ſich und führte ſie in ſein Haus, worauf er nach einem Segenswunſch von ihr Abſchied nahm und im Lande umher ſeinen Berufsgeſchäften nachging. Ueber ziemliche Weile, es war damals als Zacharias ſtumm war (Luc. 1, 20) in den Tagen des Verſöhnungsfeſtes, wurden ſieben reine Jungfrauen erwählt,

um einen neuen Vorhang für das Allerheiligſte zu wirken. Maria traf das Loos, die ſcharlachenen und purpurnen Fäden zu ſpinnen. Sechs Monate hatte ſie bei der Arbeit zugebracht, und dieſelbe beinahe beendigt. Wie ſie nun einmal ſo da ſaß und ſpann, trat der Engel Gottes vor ſie hin und verkündigte ihr, daß ſie den Heiland gebären ſolle. Maria aber ſprach: „Siehe, ich bin Gottes Magd, es geſchehe mir nach ſeinem Willen.“ Als das Gebot des Kaiſers Auguſtus ausging, daß alle Einwohner aufgeſchrieben werden ſollten, ſetzte Joſeph Maria auf eine Eſelin und folgte ihr mit Simeon, einem ſeiner Söhne aus erſter Ehe zu Fuß von Nazareth nach Bethlehem. Unterwegs bemerkte er, wie ſie in dem einen Augenblicke in tiefe Betrübniß verſunken war, im anderen Augenblicke aber wieder freudig lachte. Er fragte ſie nach der Urſache und erhielt zur Antwort: „Ich ſehe vor meinen Augen zwei Völker, von denen das eine weint und ſeufzt, das andere jubelt und lacht.“ (Juden und Heiden.) Gleich darauf fühlte Maria, daß ihre Stunde gekommen ſei. Sie ſtieg vom Laſtthier und flüchtete in eine Höhle am Wege, die ſich bei ihrem Eintritt plötzlich mit dem Glanze des Blitzes und der Sonne erfüllte. Joſeph war nach Bethlehem geeilt, um eine Hebeamme zu holen. Da ſah er, wie in heiligem Staunen die Himmelsaxe ſtillſtand, die Luft rührte ſich nicht, die Vögel hielten im Fluge inne, Arbeiter, die beim Mahle lagerten, ließen ihre Hand in der Schüſſel, am Munde ruhen und blickten aufwärts. Sogar Schafe hemmten den Schritt, der Hirt hatte den Stab gegen ſie erhoben

und ließ ihn im Schwunge haften, und Böcke, welche aus einem Fluſſe trinken wollten, blieben mit dem Kopfe über dem Waſſer ſchweben, ohne hinab zu tauchen. Die von Joſeph herbeigeholten Frauen Zelemi und Salome überzeugten ſich von dem Wunder, daß eine Jungfrau geboren habe und prieſen Gott mit lauter Stimme. Nach dreien Tagen verließen die Eltern Jeſu die Höhle, bezogen einen Stall in Bethlehem und legten das Kind in eine Krippe, und Ochs und Eſel dienten ihm und beteten es an. Hier empfingen ſie den Beſuch der drei Weiſen aus dem Morgenlande, nach deren Weggang der böſe Herodes den Kindermord befahl. Joſeph aber floh mit der Mutter und dem Kinde nach Aegypten. Auf dieſer Reiſe offenbarte ſich des Jeſuskindes Göttlichkeit durch viele Wunderzeichen. Im heißen Sonnenbrand der Wüſte ſehnte ſich Maria nach Schatten und Erquickung. Joſeph hieß ſie vom Eſel ſteigen und führte ſie unter einen Palmbaum, der voll reifer Datteln hing. Gern hätte ſie davon gekoſtet, aber ach, die Früchte hingen ſo unerreichbar hoch, und Joſeph ſchmachtete vergeblich nach Waſſer. Da ſprach das Kind an der Mutterbruſt mit holdlächelndem Munde: „Neige, o Baum, deine Zweige und erquicke mit deinen Früchten meine Mutter, zwiſchen deinen Wurzeln aber laß die verborgenen Waſſeradern hervorquellen, damit wir uns daran erſättigen.“ So geſchah es. Jeſus aber befahl der Palme ſich wieder aufzurichten und ſagte: „Wohl dir Palme! Du ſollſt die Genoſſin der Bäume des Paradieſes ſein.“ Und ein Engel kam und *pflanzte* einen Zweig in den Garten des

Himmels. Wie sie dann weiterzogen, schlüpften die Drachen aus ihren Höhlen und beteten das Kind an und entfernten sich. Die Löwen aber und Pardel der Wüste gesellten sich den Eseln und Saumthieren und den Schafen, die sie zur Nahrung mit sich aus Judäa geführt hatten, und begleiteten die heilige Familie zahm und ruhig neben dem Ochsenwagen herschreitend, auf welchem das Hausgeräth lag.

Man würde sehr irre gehn, wollte man glauben, daß diese Erzählungen bewußte Erdichtungen seien. Sie sind vielmehr aus dem lebendigen naiven Glauben der christlichen Urzeit entstanden, welche erfüllt von den Gedanken an des Heilandes in jeder Beziehung sich äußernde Allmacht, das ganze alte Testament als typische Vorgeschichte des Messias ansah und fest überzeugt war, daß alle Worte der älteren Propheten, auch solche die ursprünglich nicht auf den ersehnten Retter abzielten, oder nur im geistlichen Sinne zu fassen waren, leiblich und buchstäblich in Christus ihre Erfüllung gefunden hätten. Die Mutter des Erlösers konnte nur unter wunderbaren Umständen, wie die hohen Propheten des Alterthums geboren sein. So bildete sich die Legende von ihrer Geburt nach dem Vorbilde der Erzählungen von Samuel und Johannes dem Täufer. (1. Sam. 1, 1 fgg.; Luc. 1.) Der Bericht vom Spinnen des Purpurs durch Maria beruht auf einer schönen Symbolik. Denn da es jüdische Ueberlieferung war, daß jährlich reine Jungfrauen zwei Tempelvorhänge gewirkt hätten, so mußte man sich auch die im Gotteshause erzogene Maria dabei *beschäftigt den*[illegible] ngstage empfing sie die

blutrothen Fäden, das Abbild der Sünde, sie, die die Mutter des Heilandes zu werden bestimmt war, durch dessen Blut die Sünde weiß wie Schnee werden sollte. Andere Züge gründen sich auf buchstäbliches Verständniß alttestamentlicher Prophetenstellen. Während der Evangelist Lucas nur von einer Krippe redet, heißt es jetzt, daß Ochs und Esel das Kindlein anbeteten, ja daß Maria es in die Krippe der Rinder legte. Dies geschah nach zwei Prophetenstellen. Jes. 1, 3: „Siehe, ein Ochs kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn, aber Israel kennt es nicht und mein Volk vernimmt es nicht," und Habakuk 3, 2 (4, 2) nach der falschen griechischen Uebersetzung der siebenzig Dolmetscher: „In der Mitte zweier Thiere wirst Du kund werden." Um zu verstehen, wie die schöne Legende vom Palmbaum auf der Flucht mit Herabziehung geistiger Vorstellungen in's Sinnliche sich erzeugte, muß man sich an die Psalmen erinnern, in denen Gott angerufen wird, dem Gemüthe die lebendigen Wasserquellen zu eröffnen*), so wie an manche Stellen des ganz und gar auf Christum gedeuteten Hohenliedes. Der Bericht vom friedlichen Herbeieilen der Drachen und Löwen in der Wüste stützt sich auf die Schrifftellen (Ps. 148, 7): „Lobt den Herrn auf Erden ihr Drachen und alle ihr Abgründe" und (Jes. 65, 25): „Wolf und Lamm sollen weiden zugleich und der Löwe wird Stroh essen, wie ein Rind, und die Schlang' soll Erde essen und sie werden nicht schaden."

*) Vergl. auch Ps. 104, 10—17; 65, 10. Ps. 1, 3.

Dieſe apokryphen Erzählungen über die Jugendgeſchichte Jeſu ſind aus mündlicher Ueberlieferung und zwar, wie es ſcheint, aus der Mitte bekehrter Juden auch Muhamed zugekommen und er hat davon für die Darſtellung des Lebens Jeſu im Koran Gebrauch gemacht. In muſel. männiſchen Kreiſen erlitten ſie dann noch einige, obwohl geringe Ausſchmückungen, unter denen nur Weniges der beſonderen Aufmerkſamkeit werth ſein möchte. Neunundzwanzig Prieſter looſten um die Vormundſchaft der Marjam im Tempel. Sie warfen ihre Pfeile in den Jordan und beſtimmten, daß derjenige, deſſen Pfeil wieder aufſteigen und auf dem Waſſer ſchwimmen würde, des Kindes Erzieher ſein ſolle. Durch Gottes Willen entſchied das Loos für Zacharia. Dieſer ließ Marjam ein kleines Zimmerchen im Tempel bauen, in das er Niemandem Zugang verſtattete. Als er aber ſeiner Pflegebefohlenen Speiſen und Getränke bringen wollte, fand er ſie mit allem verſehen, ja ſie hatte ſogar, obgleich es Winterszeit war, allerlei friſche Sommerfrüchte vor ſich ſtehen. Auf ſeine Frage, woher ſie das alles bekomme, antwortete ſie: „Von Gott, der einen jeden nach ſeinem Willen ſpeiſt, ohne dafür Rechenſchaft abzulegen“. Dieſes Wunder bewog den kinderloſen Zacharia, Gott auch noch um einen Sohn anzuflehen (Johannes den Täufer.) Als Marjam zur Jungfrau herangereift war, erſchien ihr in ihrer Zelle der Engel Gabril, verkündigte ihr die Geburt Iſas (Jeſus) des Geſegneten, lüftete mit dem Finger den Oberſaum ihres Gewandes und hauchte ihren Buſen an. Unter dem dürren Stamm einer

Dattelpalme brachte ſie das Kindlein zur Welt — denn voll Angſt war ſie aufs einſame Feld geflohen — und im tiefen Gefühl der Verlaſſenheit ſchrie ſie zu Gott. Da erſchien ihr Gabril abermals und ſprach: „Siehe dieſer Baum, an den du dich lehnſt, wird augenblicklich wieder ergrünen und ſich mit friſchen Datteln bedecken, zwiſchen ſeinen Wurzeln aber ſprudelt eine Waſſerquelle hervor. Dies habe zum Zeichen, daß Gott mit dir iſt."

Nicht mehr die meſſianiſchen Ideen der chriſtlichen Urzeit haben in dieſen Schilderungen den Stoff zur Erweiterung geliefert, rein poetiſche Ausſchmückungen gewahren wir in ihnen, die hervorgegangen ſind aus der Weltanſchauung des Islam, welcher in Chriſtus den größten Vorläufer ſeines Propheten Muhamed achtete. Aus dieſer Anſchauung hervor iſt die göttliche Hoheit Chriſti in den Hintergrund zurückgedrängt, das Gefühl der Verlaſſenheit bei Maria ſtark betont, aber im Ganzen und Großen die chriſtliche Ueberlieferung unangetaſtet geblieben, während den Tendenzen judenchriſtlicher und muhamedaniſcher Kreiſe zufolge die Leidensgeſchichte im Koran eine bedeutſame Veränderung erfahren hat.

Viel weiter von der urſprünglichen Quelle, den echten Evangelien entfernt ſich die Sage da, wo ſie von heidniſchen Völkern aufgenommen und in die einheimiſche Mythologie verwebt wurde. So in Indien.

In den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung beſtand ein lebhafter Handelsverkehr zwiſchen Indien und Alexandria, welcher ebenſowohl griechiſche Handels-

herren nach den großen Stapelplätzen Ozane Barygaza, Baithana und auf Ceylon lockte, wie andererſeits indiſche Kaufleute und buddhiſtiſche Miſſionare nach Aegypten führte. Mit dem materiellen Austauſch ging ein reger geiſtiger Hand in Hand, einzelne chriſtliche Gemeinden auf Ceylon und auf Malabar, von denen wir Kunde haben, beweiſen den Einfluß, den die Religion der erlöſenden Liebe ſelbſt im fernſten Oſten um jene Zeit zu erringen begann. Zwar zu einer allgemeinen Bekehrung kam es nicht, wohl aber empfing die heidniſche Religion der Brahmanen aus chriſtlicher Lehre den Glauben an einen perſönlichen Eingott, als welchen man in jedem Landſtrich denjenigen Gott auffaßte, der daſelbſt bis dahin die meiſte Verehrung genoſſen hatte. Nicht ohne Wahrſcheinlichkeit nimmt man an, daß die beſeligende Botſchaft von der Erlöſung durch den fleiſchgewordenen Gottesſohn einen weſentlichen Anſtoß dazu gegeben habe, um in dem indiſchen Bewußtſein, das aufs tiefſte von dem Glauben an die Seelenwanderung erfüllt war, die eigenthümlichen Mythen von der Menſchwerdung des Gottes Viſchnu zu erzeugen. Die ewige geiſtige Bedeutung der chriſtlichen Menſchwerdung iſt darin freilich auf das tiefſte verdunkelt. Viſchnu, in der Lehre der nach ihm benannten Sekte das höchſte Weſen, kann allein die geiſtigen Gaben und die wahre Unſterblichkeit verleihen, welche in der Verſchmelzung mit der Gottheit ſelbſt beſteht und von dem Fluche der Wiedergeburt in körperlichem Daſein erlöſt. Als Heiland und Retter der Welt ſtieg er oftmals in irdiſche Leiblichkeit hernieder, als

Fisch, Schildkröte, Eber, Mannlöwe, wie als Held in menschlicher Gestalt, aber seine Avataras oder Inkarnationen dienen entweder den Zwecken der Weltschöpfung, oder der Bekämpfung einzelner gefährlicher Dämonen und sind weit entfernt ein rein sittliches Endziel zu haben. Ein solches tritt deutlicher nur darin hervor, daß auch Çakhyamuni, der große religiöse Reformator von Hindostan und Stifter des Buddhismus als eine Menschwerdung Vischnu's gedacht wird, sowie in der Mythe, daß Vischnu im letzten Zeitalter, wann das Menschengeschlecht ganz verderbt ist, die Frevler herrschen und die Frommen und Weisen Unterdrückung leiden, auf einem milchweißen Rosse erscheinen werde, um die Sünde zu vernichten, und die Tugendhaften zu belohnen. Die Welt bricht dann in Trümmer, aber eine bessere ersteht. Es leidet kaum einen Zweifel, daß das neunzehnte Kapitel der Offenbarung Johannes die Quelle dieser Prophezeihung ist. Noch unverkennbarer aber finden wir Christus in der achten Inkarnation Vischnus als Krischna wieder. Die ältere Sage und Literatur*) der Inder kannte Krischna nur als einen tapferen Helden und wißbegierigen Schüler der Brahmanen. Erst mehrere Jahrhunderte nach dem Beginn unserer Zeitrechnung soll er sich selbst als Alleingott, als menschgewordener Vischnu einem Weisen offenbart haben, der das Land der Weißen (Çvêta dvipa) hinter dem großen Meer besucht und dort wahrgenommen hatte, wie die lichten mondscheinglänzenden

*) S. A. Weber, Indische Literaturgeschichte S. 89.

Einwohner in dem Glauben an Kriſchna in ſeligem Glücke lebten. Offenbar hatten indiſche Männer von tiefreligiöſem Bedürfniß im Abendlande, ſei es Aegypten oder Konſtantinopel, mit dem Chriſtenthum Bekanntſchaft gemacht und bei der Aehnlichkeit der Namen ohne Weiteres in Chriſtus ihren Halbgott Kriſchna wiedererkannt, dem ſie von nun an höhere Verehrung widmen zu müſſen glaubten*). In ihrer Auffaſſung geſtaltete ſich nun die Geburtslegende zu folgendem Bilde. In Mathurâ lebte ein König, ein grauſamer Tyrann, Namens Kanſa, in deſſen Leibe die Seele eines furchtbaren Dämons hauſte. Unter ihm nahm das Böſe Ueberhand. Da beſchloß Viſchnu als Gottmenſch zur Erde zu ſteigen. Ein Prototyp alles Schönen, Liebenswürdigen, Guten und Edeln wurde er „von der göttlichen Jungfrau“ (dies bedeutet der Name ſeiner Mutter Dêvaki) als Kriſchna geboren. Dêvaki war Kanſas Schweſter. Als ſie ſich mit dem Fürſten Vaſudêva vermählt hatte, war ein Vogel herbeigeflogen und hatte ihm geweiſſagt, ſein achter Neffe werde ihn tödten. Seit der Zeit ließ der Tyrann alle ſeine Schweſterkinder gleich nach der Geburt umbringen. Als Dêvaki mit Kriſchna ſchwanger ging, wurde ſie im Palaſt gefangen gehalten und ſtreng bewacht. Aber doch gelang es, den Tyrannen über den Augenblick der Niederkunft zu täuſchen. Der Scheinvater Vaſudêva trug das Knäblein durch die Schaar der auf göttliche Veranſtaltung geblendeten Wächter hinaus

*) S. A. Weber, Indiſche Skizzen. 88., 92. ff.

zu armen Hirten auf dem Felde. Er durchwatete die Fluten der hochaufgeſchwollenen Yamunâ (Dſchumna), aber ehrfürchtig ſanken ſie nieder und reichten ihm nur bis an die Knie; wer erinnert ſich nicht dabei an die Legende vom heiligen Chriſtophoros? Eine Hirtin hatte zur ſelben Zeit ein Mädchen geboren. Dies vertauſchte Vaſudêva mit dem Kriſchnakinde und brachte es heimlich in den Palaſt, wo die Wächter noch immer von Sinnentäuſchung gefeſſelt waren. Kaum aber kehrten ſie wieder zur Beſinnung zurück, ſo hörten ſie das Weinen des neugeborenen Mägdleins in Dêvaki's Gemach; ſie drangen ein und brachten die Kleine zu Kanſa, der ſofort Mordbefehle ertheilte. Doch ſiehe, das Kind entflog den Mordgeſellen unter den Händen und ſchwebte gen Himmel. „Ich bin die Göttin Bhavânî, ſprach die Erſcheinung; der Knabe, den du ſuchteſt, o Kanſa, iſt deiner Gewalt entkommen; bald naht die Stunde deines Untergangs.“ Beſtürzt rief Kanſa alle ſeine Räthe zuſammen, und man beſchloß, alle neugebornen Knaben im ganzen Reiche zu tödten. Zu dieſem Ende ſendete man Rieſinnen und weibliche Dämonen als Ammen durch das Land, um durch ihre giftige Milch die Säuglinge zu vernichten. Auch zu Kriſchnas Pflegemutter kam eine ſolche Dämonin und wurde von der einfachen Hirtenfrau arglos als Wärterin in Dienſt genommen. Aber das Kind merkte vermöge ſeiner Göttlichkeit alsbald die Abſicht der Unholdin, es biß derſelben ſo kräftig in die Bruſt, daß ſie mit lautem Schrei todt zu Boden ſtürzte. Der böſe König erfuhr dies und ſandte abermals und dann noch einmal böſe

Geister zu Krischnas Verderben aus, aber jedesmal vergeblich. Endlich wurde der Pflegevater des Kindes durch eine göttliche Eingebung gewarnt und rettete dasselbe vor den Nachstellungen des Tyrannen in eine ferne Gegend. Hier verlebte Krischna unter Hirten seine Knabenzeit. Er selbst wurde Hirt, ein sinnlicher Nachklang der christlichen Auffassung Christi als des guten Hirten. Nachdem Krischna durch viele Wunder seine göttliche Sendung beglaubigt, entthronte er als Jüngling den Tyrannen von Mathurâ und zog dann weiter, um die Erde von lasterhaften Fürsten, Riesen und Ungeheuern zu befreien, das Unrecht zu strafen und das Recht zu schirmen, und schließlich, der Fesseln der Endlichkeit entledigt, als Gott Vischnu wieder in den Himmel emporzusteigen*). Tief in das indische Epos Mahâbhârata sind die Thaten Krischnas verflochten, seine Neigung zu der schönen Hirtin Râdhâ wird in einem der schönsten Liebes-Gedichte aller Zeiten, dem Gitagôvinda, mit der wunderbaren Empfindungstiefe und Farbengluth des Hohenliedes beschrieben. So ist Krischna eine ganz indische Gestalt geworden, aber die Christuslegende war es, welche zu seinem Bilde den fruchtbaren Anstoß gab, dafür die schönsten und wirksamsten Züge lieferte.

Tiefer und eingreifender mußte die Wirkung der christlichen Legende bei den europäischen Völkern sein. Durch die fortlaufende Predigt des Evangeliums, durch die Ver-

*) Vgl. Wollheim, Mythologie des alten Indiens 58 ff.

arbeitung der alten apokryphischen Erzählungen in den Landessprachen wurde zwar bewirkt, daß hier die Abweichungen von der Urform weniger bedeutend sein konnten. Aber je mehr das Volk sich mit vollem Glauben die heiligen Legenden zu eigen machte, that es jedesmal in dem Grade von seiner eigenen Phantasie hinzu, als es selbst noch in mythischer Denkweise befangen der Einwirkung eines höher gebildeten Priesterstandes weniger als andere sich zu erfreuen hatte. Dieser Umstand hat vorzüglich bei einem europäischen Stamme, den Walachen, eine eigenthümliche Gestalt der Christuslegende zur Ausbildung gebracht. Sie tritt in den Weihnachtsliedern, Kolinden, zu Tage, welche die romänischen Kinder am heiligen Abend absingen, wenn sie Gaben sammelnd von Haus zu Haus gehen. Erst kürzlich sind uns eine Anzahl derselben durch die dankenswerthen Bemühungen zweier Gelehrten Marianu Marienescu und J. K. Schuller*) bekannt geworden. Die Kolinden behandeln einzelne Züge aus dem Leben des Heilands und zwar häufig ein und dieselben in ganz abweichender Darstellung und nicht ohne Widersprüche gegen einander. Aber sie alle schließen sich doch zur Einheit einer eigenartigen epischen Ueberlieferung zusammen.

Der böse Herodes ist in der romänischen Sage zu einem reichen Gutsherrn, einem Bojaren, geworden, er heißt „der Christmann“ (Kretschun). Seine Jäger ziehen

*) Marienescu Colinde. Pest 1859. 8. — J. K. Schuller Kolinda, eine Studie über romänische Weihnachtslieder. Hermanstadt 1860. 8. 30 S. S.

in den hohen Eichwald hinaus und jagen den lieben langen Sommertag auf der Fährte wilder Hirſche. Als der Abend hereinbricht, gewahren ſie ein ſtolzes ſchlankes Gewild mit glänzend braunen Haaren unter einer Eiche auf weichem Boden zwiſchen grünendem Geſträuche ſtehn. Sie ſpannen den Bogen und legen darauf an. Da dreht der Hirſch ſich um und ſpricht: „Ich bin kein Wild für eure Jagd, ich bin Johannes der Täufer, der unſerm Herrn den Weg bereitet. Durch der Mutter Fluch bin ich verwünſcht, neun Jahre lang im Walde als wildes Thier zu leben. Iſt aber dieſe Zeit erfüllt, ſo ſteige ich wieder ins Land hinab mit dem Kirchenſchlüſſel in der Hand und trete ein in die Klöſter und Heiligthümer, um mich dem Dienſte des Herrn zu weihen.“ Inzwiſchen hat Maria den Heiland auf dem Hofe des Chriſtmannes geboren. Mühſam hat ſie ſich in Joſephs Begleitung dahingeſchleppt, aber auf dem Wege iſt ſie müde unter einem Pappelbaume zuſammengeſunken. Doch die Pappel ſchwankte im Winde, um keinen Schatten zu geben, und heiß brannte die Sonne. Da hat Joſeph die hartherzige Pappel verflucht, daß ſie ewig nur aufwärts, nie in die Breite wachſe und niemals Frucht trage. Der Apfelbaum dagegen, welcher bald nachher den Wanderern die geſuchte Kühlung freundlich gewährte, iſt darum reichlich geſegnet worden. Auf dem Hofe des Chriſtmannes angekommen, bat Maria, die ihre Stunde nahen fühlte, denſelben um ein Plätzchen hinter dem Ofen. Denn ſie ſolle den Herrn gebären. Ungläubig wies ſie der Hartherzige ab und ſchickte ſie zu den Pferden

und Ochsen in den Stall. Die Rosse achteten ihrer nicht und wieherten und strampelten weiter, aber die Rinder schwiegen andächtig und erlaubten ihr, sich ungestört in ihre Krippe zu legen. Zur Strafe bestimmte die Mutter Gottes den Pferden, daß sie bis zum Himmelfahrtstag niemals Gras zur Genüge und auch dann nur wenig erhalten sollten, die Ochsen dagegen sollten von aller Welt liebend in Ehren gehalten werden. In ihrer Krippe erblickte der Heiland das Licht der irdischen Sonne. Zwei Judenknaben nähern sich dem göttlichen Kinde, aber eine unsichtbare Gewalt läßt sie nicht herankommen, zwei getaufte Kinder knieen vor ihm in ehrfürchtiger Entfernung nieder und singen anbetend. Da erkennt die Frau des Christmannes, wen sie im Stalle beherbergt:

„Mann, zum Heil sind wir erkoren,
Bei uns ward der Christ geboren.“

Sie fleht Maria um Verzeihung an, diese aber verweist sie auf ihren Sohn, der Gott und Herr ist. Oben am Himmelsthor, wo der Sonnenborn hervorquillt, sitzen die Heiligen beisammen. Eine Ahnung sagt ihnen, daß Gottes Sohn vom Himmelsthron zur Erde gestiegen sei, doch kein Heiliger hat ihn gesehen, Niemand weiß, wo sein Stern ist, wo sein Land. Sie schauen spähend nach Sonnenaufgang. Da tritt aus dunkelm Gewölk, das den Osten plötzlich umhüllt, eine schöne, eine blonde Siniora, lieblich wie die Morgenröthe und spricht: „Was gebt ihr mir, wenn ich euch den Aufenthalt des Herrn berichte?“ Die Heiligen versprechen ihr alsbald einen Sonnenstrahl und

ein Blümchen aus dem Himmelreich, das so schön ist, wie ein Stern, und ewig jung und schön erhält. Sie erzählt nun voll Entzücken, wie der Herr auf dem Hofe des Christmannes geboren wurde. Sie selbst habe das Kind gesehen. Wunderhold, wie die Engel sind, liege es von seidenen goldgesäumten Windeln umwickelt, in goldener Wiege. Von sanftem Luftzug umkost, schwanke und schaukle die Wiege. Das Christkind aber spiele mit dem Mond, den es in der einen Hand trage, mit der andern webe es ein Band aus kleinen Sternen und flechte Morgensterne als Perlen dazwischen. Auch durch den Engel Gabriel, dem Maria den Befehl ertheilt hat, schleunigst sein Roß zu satteln, erfahren die Heiligen die frohe Botschaft.

Maria saß an der Wiege dort, wo ein grüner Steg zum Himmel ans Paradiesesthor hinaufsteigt, zog goldene Fäden aus ihrer Kunkel und drehte sie fein, um ein schönes Gewand für ihr liebes Kind zu bereiten. Wie sie nun so dasaß, kamen Jägerfalken geflogen, erfaßten den Faden und hoben sich damit hoch und fern an das Ufer der rauschenden See. Maria rief den heiligen (Evangeliſten) Johannes und gebot ihm, sich im Fluge aufwärts zu schwingen und vom Meeresrande das Nest der Falken zu holen. „Denn sie stahlen mir den goldenen Faden und trugen ihn ihren Jungen heim.“ „Alles thue ich, was dir gefällt“, sprach Johannes, „aber was du jetzt geboten, o Mutter, geht über meine Kraft. Denn siehe, die Falken sind mit deinem Faden zum Himmel geflogen, und haben daraus ein goldenes Nest gewebt, den Mond. Die Jungen aber

sind auch flügge geworden und sind nun die reinen, lichten Himmelssterne, durch welche Gottes Erde bei Nacht schöner wird, als am Tage ein Garten durch die Pracht der süßduftenden farbigen Blümlein." — Ein ander Mal schlief das Christkind in seiner Wiege. Da flogen schöne schwarze Schwalben herbei und sangen Weihnachtslieder. Aber das Christkind erwachte nicht. Die Schwalben flogen fort an das Ufer des Meeres und sammelten Tropfen Wassers an ihren Federn, und unter ihren Schwingen trugen sie kleine Steinchen herbei. Wieder kamen sie zu dem Kindlein und besprützten mit dem Wasser seine Augenlider und mit den Steinchen warfen sie nach seinen Gliedern, damit es aufwache und ihre Weihnachtslieder höre. Das Kind ward wach. Weil aber die Schwalben die göttliche Ruhe gestört hatten, wurden sie verwünscht, dort zu nisten, wo es am schlimmsten ist, an des armen Mannes Hütte unterm Gebälke des Wetterdaches. Dort soll der Rauch sie quälen und peitschen, wie der Gram des Mädchens Seele quält, dem in Blüthentagen ein erwünschter Freier ausbleibt.*)

Doch die Zeit der Darstellung im Tempel naht. Die Kolinda erzählt dieselbe folgendermaßen: Johannes der

*) Gerade umgekehrt lassen schwedische Legenden den Schwalben den Segen des Herrn zu Theil werden. Als der Heiland am Kreuze hing, kam eine Schwalbe gepflogen und setzte sich auf das Kreuz. Sie sah die Qualen des Leidenden und zwitscherte: hugswala, swala, swala honom (tröste, kühle, kühle ihn). Deshalb bekam sie den Namen swala (Schwalbe). S. Afzelius schwed. Volkssagen, übersetzt von Ungewitter. III. 243.

Täufer steht von seinem Banne gelöst am Altar eine prachtvoll ausgeschmückten Klosters und singt die heilige Gebete. Eine Frau hört voll Andacht die Gebete an Gottes Mutter ist es, die ihr Söhnlein im warmen Arm hält. Aber das Kind wird unruhig, es zappelt hin und her und fängt an zu weinen, denn das Gebet scheint ihr gar zu lang. Um es zu beruhigen, reicht ihm Maria die Brust und schenkt ihm zwei Aepfel. Den einen wirft das Kind in den Mond und macht ihn so voll, wie er un beim Abendschmaus leuchtet, den andern in die Sonne und giebt ihr den Glanz, mit dem sie frühmorgens aufgeht und Mittags das Mahl des Landmanns bescheint. Aber noch ist das Kind nicht beruhigt, sein Weinen stillt sich erst dann, als die Mutter ihm die Schlüssel des Himmelreichs, das heilige Taufbecken und den Richterstuhl verspricht und erklärt, daß sie ihren liebsten Sohn zum Herrn des Himmels und der ganzen Welt machen werde.

Offenbar dachte sich das Volk den eben besprochenen Vorgang ganz nach Art einer christlichen Taufhandlung. Denn Maria hatte die heilige Duminika vom Hofe des Christmannes ausgesandt, um für das Jesuskind einen Taufschmuck zu suchen. Sie wandert und wandert, bis sie drei Blümchen auf dem Jordan herabschwimmen sieht gülden wie das Morgenroth und den holden Veilchen gleichend. Sie schmückt mit denselben ihren Kopf und eilt den köstlichen Fund der Mutter Gottes zu bringen. Aber die Taufe war schon vorüber, als sie ankam und Maria gab der heiligen Duminika die Blumen zurück. „Schön

ſteht auch dir dieſer Schmuck, bleibe immerdar ſo ſchön, wie die Liebesgöttin.“ In ſeiner ſpätern Kindheit iſt der Heiland einmal verſchwunden. Nicht allein ſeine Eltern vermiſſen ihn, auch die Heiligen vom Sonnenborn. Sie ſuchen ihn im hohen Himmelreich, ſie ſuchen ihn unterm Paradieſesſteg, ſie ſuchen ihn, wo der Tag anbricht. Da im rothen Morgenſchein reitet ihnen Johannes, der Täufer, entgegen. Staubbedeckt rennt ſein braunes Roß, daß die Nüſtern ſprühen und der Sturmwind durch des Reiters Schild ſauſt. Haſtig fragen ihn die Heiligen, wo der Herr ſei, den ſie ſeit ſeiner Geburt nicht geſehen haben. „In Jeruſalem“, ſagt er. „Dort ſitzt er unter einem Rosmarienbaum auf einem ſilbernen Stuhl vor vergoldetem Tiſche, der mit Myrrhenblumen geſchmückt und mit köſtlichem Weine und Weizenähren beſetzt iſt. Alle Welt ſtrömt herzu und hört ſeine Predigt von dem Sohne des Himmels und dem Herrn der Erde, nur die Juden nicht.“ Inzwiſchen hat ſich auch Maria aufgemacht, den Sohn zu ſuchen. Von hebräiſchen Hirtenmädchen empfängt ſie die erſte Kunde, wo er ſei. Ob er nicht hoch zu Roß wie ein großer Kaiſer geſeſſen, fragen dieſe, und Maria beſchreibt ihn nun, wie Sonnenlicht aus ſeinem Antlitz ſtrahle, Mondesglanz ihm die Schulter bedecke, wie in ſeiner Hand die Kraft des Sommerdonners und der Blitzſtrahl der Nacht liege. „Ja, dann haben wir ihn geſehen, rufen die Mädchen erfreut. Er iſt in Jeruſalem, alle Aelteſten knieen vor ihm, und die heilige Duminika breitet auf ſeinen Weg die ſchönſten Blumen.“

Jedermann kann einsehen, daß der Grundstoff dieser romänischen Weihnachtslieder aus den apokryphischen Evangelien geschöpft ist. Die Legenden derselben sind aber im treuen, einfachen Volksgemüth tief verarbeitet und mit dem zaubrischen Dufte lebendigster Poesie umkleidet worden. Alles, was den ungelehrten Menschen, aus deren Mitte jene Gesänge hervorgegangen sind, in der Natur bedeutsam oder unerklärbar schien, das goldene Licht der Sonne und des Mondes, der schlanke, zweiglose Wuchs der Pappel, das wählerische Grasessen der Pferde, das Nisten der Schwalben am Dache, alles dieses trat ihnen unvermerkbar und allmählich in die engste Beziehung zu den hohen Begebenheiten, die sie fromm als die höchste Spitze aller Geschichte verehrten. Und, wie ein naiver Kindersinn überall geneigt ist, statt abstrakter, nothwendiger Naturgesetze die Einwirkung eines persönlichen Willens anzuerkennen, leiteten sie die auffälligen Naturerscheinungen vom Segen oder Fluch der heiligen Personen in der Legende ab *). Wenn der Evangelist erzählt, daß Johannes, bedeckt mit Kameelshaaren und mit einem ledernen Gürtel um seine Lenden in der Wüste predigte und als Einsiedler von Heuschrecken und Honig lebte, versteht das Volk nun, er sei in ein Wild verwandelt worden und zwar

*) Möglicherweise wirkten hie und da ältere Naturmythen mit. Von der Rauchschwalbe wird unabhängig vom Bericht der Kolinda erzählt, daß sie ein verwandeltes Mädchen sei, welches ehedem mit seinen Eltern haderte und andere verläumdete. Schott, Walachische Märchen S. 284. No. 35.

wegen eines Ungehorſams von ſeiner Mutter verflucht. In der Legende von der Darſtellung im Tempel bemerkt man den Einfluß der typiſchen Abbildungen dieſer Geſchichte in der griechiſchen Kirche. Denn auf den byzantiniſchen Gemälden, welche den Gegenſtand behandeln, zeigt die Prophetin Anna mit dem Finger auf das Chriſtkind und hält ein Blatt in der Hand mit der Inſchrift: „Dies Kind hat Himmel und Erde geſchaffen.“ Den Ochſen und Eſel der alten Apokryphen ſehen wir in die nationaleren Rind und Pferd vertauſcht und zwar war dieſe Umwandlung eine von der Kirche ſanktionirte, wie wir wiederum aus den herkömmlichen Darſtellungen byzantiniſcher Kirchenlieder erſehen.

Wenden wir uns jetzt nach Deutſchland, ſo begegnen wir zunächſt der Einführung des nationalen Roſſes auch hier in der Wiedererzählung, welche das wunderbare, in ſeiner Art einzige meſſianiſche Epos, der zu Ludwig des Frommen Zeit unter Altſachſen verfaßte Hêljand von der Erſcheinung der Engel bei den Hirten auf dem Felde giebt: Zu Nazarethburg lebt Maria, ein edles Weib und des guten Degen Joſephs Braut. Als nun der allmächtige Gott leiſten wollte, was er gar manche Weile dem Menſchengeſchlecht gemeldet hatte, daß er ſein himmliſches Kind in dieſe Welt ſenden wollte, um alle Leute vom Weh zu erlöſen, war ſein Weisbote Gabriel nach Galiläaland gekommen und hatte der theuren Jungfrau verkündet, ſie die anmuthigſte der Frauen, der Weiber ſchönſte, ſolle ein Mannkind, des Himmelskönigs Sohn gebären. Nimmer

endet das weite Reich, des er, der mächtige Herr, walten ſoll. Maria erwies ſich willfährig dem Willen Gottes mit frommem Sinn, mit feſtem Glauben und hehrer Treue. Da kam der heilige Geiſt in ihren Buſen als Kind und in der Bruſt, wie im Sinne verſtand ſie es ſelber und ſagte es, wem ſie wollte, daß ſie ſchwanger ſei durch die heilige Kraft des Schöpfers vom Himmel. Da kam von Romburg Oktavianus', des reichen Mannes über alles Erdenvolk kaiſerlicher Bann und Botſchaft an alle heimſitzenden Könige und Herzöge über ſein breites Reich, daß alle Außerheimiſchen ihre Heimath, ihren Stamm und ihre Gerichtſtätte aufſuchen ſollten, und Boten fuhren umher, buchkundige Männer, um den Namen eines Jeden in einen Brief zu ſchreiben. Auch Joſeph und Maria zogen nach Bethlehemburg, wo ihr Ahn David, der Edelkönig, einſt ſeinen Stuhl und Hochſitz gehabt hatte, ſo lange er der Leute und des Landes walten durfte, dort war des Helden und auch der guten Maria Gerichtſtuhl. Da hörte ich, wie die Gebote des Schickſals ergingen und die Macht Gottes, daß in Bethlehemburg Maria der Sohn beſcheert wurde, der Könige mächtigſter. Manchem ward es kund über dieſe weite Welt. Wächter erfuhren es, die Pferde draußen auf dem Felde hüteten, Wehrmänner auf der Wacht. Aus den Wolken kam wonnig ein Licht Gottes, die Wächter umfangend. In Furcht gerieth der Muth den Männern. Aber der mächtige Gottes-Engel ſprach: „Nur Liebes will ich euch mit wahren Worten ſagen, euch große Kraft verkünden. Nun iſt Gottes ſeliges Kind,

der Gebieter der Menſchen, dieſe Nacht in Bethlehemburg geboren. In einer Krippe liegt er, doch iſt er König über Alles, über Himmel und Erde und der Helden Kinder, der Walter dieſer Welt!“ Bald kamen zu dem einen Engel unzählige Heerſchaaren von des Himmels Auen, herrliches Volk Gottes und erhoben heil'gen Sang: „Lob ſei dem Lebensherrn ſelber, oben im höchſten Himmelsreiche und Friede auf Erden den Völkern allen, den gutwilligen Menſchen, die Gott erkennen lauteren Herzens.“ Die Hirten verſtanden, welch' mächtige Mahnung ihnen der Engel gemeldet, welch' fröhliche Botſchaft. Sie eilten auf nächtlichen Wegen nach Bethlehemburg, um den Völkerfürſten ſelber zu ſehen. Obwohl dieſe Darſtellung, wie das ganze Epos Höljand ſich ganz an den Evangeliſten Lukas anſchließt und apokryphe Quellen verſchmäht, gewahren wir dieſelbe doch ganz und gar von eigenthümlich nationaler, volksmäßiger Auffaſſung durchdrungen. Chriſtus iſt ein deutſcher Volkskönig, ſeine Helden ſind die Engel, ſeine Helden die Wächter, welche ſtreitbare Roſſe auf dem Felde hüten. Hätte dieſe Auffaſſung, ſich ſelbſt überlaſſen, im Volksgemüthe weiter fortgearbeitet, ſo würde daraus vielleicht allmählich ein neues apokryphes, aber durchaus deutſches Chriſtepos erwachſen ſein. Aber zugleich muß die hochgeiſtige, ſo zu ſagen proteſtantiſch-nationale Betrachtungsweiſe auffallen, welche die Schilderung durchzieht. Dieſe iſt es denn auch geweſen, welche ſchon vor der Reformation trotz mehrfacher poetiſcher Bearbeitungen in dem erſten Blüthenalter deutſcher Dichtung die apokryphiſchen

Legenden faſt gar nicht in das Volk eindringen ließ. Unter der großen Anzahl von Jeſu-Wiegenliedern, Dreikönigs-Umzügen und vollſtändigen Weihnachtsdramen, welche unter dem Volke namentlich im fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert zur Ausbildung kamen, begegnen wir ſchon deshalb, weil ſie zunächſt aus dem Kultus der Kirche hervorwuchſen, zwar viele reizend naive Darſtellungen, wobei z. B. die Eltern des Chriſtkindes ſich „Joſeph lieber Neffe mein, Maria liebe Muhme mein“ anreden, vielen kindlich treuherzigen Ausſchmückungen der Situation, aber keinem Mythus, der ſich von den Berichten der Evangeliſten entfernte. Eine zuſammenhängende ſagenhafte Ueberlieferung wie bei den Walachen konnte ſich ſomit in Deutſchland nicht bilden. Gleichwohl fehlt es nicht an einigen einzelſtehenden Legenden über die Jugendgeſchichte Chriſti und dieſe ſind inniger als bei irgend einem andern Stamme mit dem Volksglauben und Volksgebrauch verwachſen. Als die Gottesmutter über das Gebirge ging, um ihre Muhme Eliſabeth zu beſuchen (Luk. 1, 39), wurde ſie von einem furchtbaren Gewitter überraſcht. Da nahm Maria ihre Zuflucht zu einer rieſigen Haſelſtaude, die ihr Obdach und Schutz vor dem Regen gewährte. Seit jener Zeit kann in eine Haſelſtaude kein Blitz einſchlagen, keine Schlange hält ſich in derſelben auf. Deshalb bricht man in einigen Gegenden Tirols Haſelzweige und ſteckt ſie am Feſte Mariä Heimſuchung zum Schutz gegen das Gewitter in's Fenſter. Um die Zeit deſſelben Feſtes wächſt reichlich eine Art kleiner Blumen. Man nennt ſie Marienpantöffelchen, weil

die Mutter Gottes damit über das Gebirge geſchritten iſt. Und wohlriechende Blümlein mit goldgelben Blüthendolden ſind auch bei der heiligen Geburt Maria's Lager geweſen, aus duftigem Graſe mit großer blauer Blüthenkrone hat ſie die Fäden bereitet, um ihrem Kindlein ein Hemd zu ſpinnen, das Pfennigkraut diente ihr als Nadelkiſſen, aus zartem Löwenfuß war ihr Mantel bereitet, wenn wir von den ſchönen Pflanzennamen „Maria's Bettſtroh, Marienflachs, Marias Nadelkiſſen, Liebfrauenmantel", auf das einſtige Vorhandenſein ähnlicher Sagen ſchließen dürfen.*) Vom Zaunkönig weiß das Volk in Graubündten zu erzählen, daß er einſt das Weihnachtskindlein in der Krippe vor den Spinnen geſchützt habe. Mit Schreck bemerkte die Madonna, daß dem kleinen Jeſuskinde Spinnweben das Geſicht umzogen. Sie wiſchte ſie ſorgſam mit den Händen weg. Aber immer neue Fäden umſpannen das holdgöttliche Antlitz. Da ſchwebte ein kleines Vöglein vom nahen Zaune herab und pickte alle Spinnen weg. Zum Lohne überkam es den Königstitel. Daß Rind und Roß den Heiland an der Krippe angebetet hätten, war zu einer allgemeinen Ueberzeugung in der Chriſtenheit gediehen. Da glaubte man nun, daß in jeder Weihnachtsnacht dieſer Vorgang ſich wiederhole. Um die Stunde der Mitternacht ſinken Pferde und Ochſen auf die Knie und preiſen Gott mit menſchlicher Stimme. Man darf ſie aber nicht belauſchen, ſonſt könnte es einem gehen wie jenem Bauer, der

*) S. Zeitſchr. f. deutſche Mythologie u. Sittenkunde I. 327. Vgl. Mannhardt, Germaniſche Mythen.

ſich in die Krippe gelegt hatte, um das Wunder zu behorchen, wie die Thiere Sprache bekommen. Da vernahm er, wie ein Pferd zum andern ſagte: „In drei Tagen müſſen wir unſern Herrn auf den Kirchhof fahren.“ Er ſtarb vor Schreck. Für gewöhnlich nimmt ein Ungeweihter den feierlichen Vorgang nicht wahr, nur wer ohne Todſünde iſt, hat dafür offene Augen. Ein Knecht (ſo erzählt man in Preußen) war am Weihnachtsabend zur Beichte gegangen und bei der Nachhauſekunft im Schoppen über dem Stalle eingeſchlafen. Zwiſchen Elf und Zwölf wird er durch ſtarkes Reden geweckt und hört, wie ein Ochſe zum andern ſagt: „Komm, wir wollen auf den Boden hinaufſteigen und dem Knecht das Lebenslicht ausblaſen. Aber der erwiderte: „Nein, das dürfen wir nicht; der Knecht iſt heute zur Beichte geweſen und morgen naht er dem Tiſche des Herrn.“ Auf die Bemerkung ſeines Genoſſen, daß der Burſch alles höre, was ſie geſprochen hätten, und es ausplaudern werde, fährt er dann fort: „Sei ruhig und bete! Bald iſt die Stunde verfloſſen, in der es uns vergönnt iſt zu reden.“ Muthig gemacht, ſchlich ſich der Knecht bis an die Leiter und ſah in den Stall hinab. Da lagen die Ochſen auf den Knieen, erhoben ihre Vorderfüße und ſchlugen mit dem rechten andächtig und fleißig das Zeichen des Kreuzes. Mit dem Glockenſchlage zwölf hörte ihre Sprachfähigkeit auf.

Welches Herz konnte bei dem Gedanken an die vielen unſchuldigen Kindlein ungerührt bleiben, welche Herodes zu Bethlehem hatte tödten laſſen. Ihrer gedachte man früh

in den kirchlichen Weihnachts-Aufführungen. In lateinischen Mysterien des zehnten oder elften Jahrhunderts werden sie, nachdem die Anbetung der heiligen drei Könige dargestellt ist, von ihrer gemeinsamen Ahnfrau Rahel (der Mutter Josephs und Benjamins) beklagt und dieser steht eine Trösterin zur Seite. Während so ihr Gedächtniß mit dem sechsten Januar , dem heiligen Dreikönigstage verbunden war, stiftete man ihnen noch ein eigene Fest am achtundzwanzigsten Dezember, welcher der Tag der „unschuldigen Kindlein" heißt. So konnte es kommen, daß einmal das hohe Kirchenfest selbst in Gestalt einer übernatürlichen Frau personifizirt wurde, welche entweder kinderschreckend, oder mütterlich theilnehmend auftritt. Bei den Italienern ist aus Epiphanias (Befana, verderbt Bethfania) eine kinderschreckende Fee Befana geworden, bei Deutschen scheint aus dem alten Namen des Festes „perchtentac" (d. h. strahlender Tag, Tag der Erscheinung) eine weibliche Personifikation Perchta erwachsen zu sein, welche zufällig mit dem Namen einer alten deutschen Göttin Perchta zusammentraf, wenn die bisherigen Studien über unsere einheimische Mythologie in diesem Punkte das Rechte gesehen haben, und mit dieser im Volksglauben auf das innigste verschmolz. Am heiligen Dreikönigsabend geht nach Gebetläuten die Perchtl, ein uraltes Mütterlein, runzelvoll und weißhaarig wandermüde über Gebirg und Thal. In langer endloser Reihe folgt ihr Schritt für Schritt ein Heer zarter Kinder nach, welche zum Zeichen ihrer Unschuld weiße Hemdchen tragen; es sind die Seelen der ungetauft, selbst ohne Nothtaufe verstorbenen

Kindlein. Ruft man eins derſelben mit einem Namen, ſei's auch nur ein Spottname, an, ſo iſt es von der Wanderung erlöſt und geht in die ewige Seligkeit ein, die Perchtl aber ſegnet das Haus und Geſchlecht des Namengebers bis ins neunte Glied. In allen Häuſern läßt man von dem Nachteſſen ein paar Nudeln auf dem Tiſche ſtehn, damit die Perchtl und die „unſchuldigen Kindlein" ſich ungeſehen daran erlaben können. Dieſer Gebrauch wird noch jetzt in Tyrol vielfach in frommer Einfalt jeden Dreikönigsabend beobachtet.

Die Madonna mit dem Jeſuskinde iſt vom Volke, von der Kirche, von der Kunſt von jeher als das höchſte Bild der Mütterlichkeit betrachtet worden. Wie nahe lag es nicht zum zweiten ſie, die Gottesmutter, als liebreiche Pflegerin der unſchuldig verſtorbenen Kinder zu denken? Vor dem Johannistage darf keine Mutter, der ſchon Kinder geſtorben ſind, Erdbeeren eſſen, denn an dieſem Tage führt die Himmelsmutter Maria die Kindlein ins Paradies in die Erdbeeren. Haben die Mütter aber ſchon gekoſtet, ſo heißt es, bleibt zurück, euren Theil hat eure genäſchige Mutter ſchon gegeſſen. Als Hüterin der unſchuldig Geſtorbenen aber iſt Maria dann wieder mit einer mütterlichen deutſchen Göttin Holda zuſammen gewachſen, von der man glaubte, daß ſie die Seelen der neugebornen Kindlein unter dem Spiegel eines klaren Brunnens hüte, von wo der Seelenbringer Storch ſie den gebärenden Müttern bringe, damit ſie in leibliches Daſein eingehen. Volkslieder malen aus, wie Maria auf dem Berge ſitzt, wo der Wind weht, und mit ihrer

ſchneeweißen Hand ihr Kind wiegt, ohne ein Wiegenband zu brauchen; andere erzählen, daß ſie mit goldenen Kannen aus goldenem Brunnen Waſſer trage. Da liegen viel Kinder drin. Sie legt ſie auf die Kiſſen der Wiege und küßt ſie ſchön. Zu Köln ſagt man, daß die Kinder aus dem Brunnen der St. Kunibertskirche geholt würden. Dort ſitzen ſie in tageshellem Lichte um die Mutter Gottes herum, die ihnen Brei giebt und mit ihnen ſpielt. Sogar in Anreden an den Storch iſt dieſe Anſchauung übergegangen:

Stork, Stork, Steine
Mit dem langen Beine,
Mit dem kurzen Knie!
Jungfrau Marie
Hat ein Kind gefunden
In dem gold'nen Brunnen.
Wer ſoll's (aus der Taufe) heben?
Der Pathe und die Göthe (Pathin).

Es liegt ſelbſt für uns eine ſchöne Symbolik in der Volksvorſtellung, daß derſelbe Schooß, aus dem der ſündenloſe Gottmenſch entſprungen, alle die Kleinen mütterlich auf ſich gehegt, welche zum Wandel in den Wirniſſen und Verſuchungen irdiſchen Lebens geboren werden.

Einen ganz anderen Charakter müſſen wir den deutſchen Sagen, die ſoeben an unſern Blicken vorüberſtreiften, zuſprechen, als den walachiſchen Traditionen, die uns vorher beſchäftigten. Einzelne Züge der Kindheitsgeſchichte Jeſu haben ſich theils ſo zu ſagen ihr beſonderes Leben geſchaffen, ſind zu einer ſelbſtſtändigen, thätigen Volksmytho-

logie weiter gewachsen, theils gingen sie eine innige Verschmelzung mit schönen Resten aus dem heidnischen Glauben unserer Vorväter ein. Eine solche Durchdringung heidnischer und christlicher Elemente wollen wir schließlich noch bei den Finnen beobachten, deren großes Nationalepos Kalevala in seinem letzten Gesange ohne Zweifel die interessanteste aller Umwandlungen enthält, welche die Kindheitsgeschichte Jesu jemals erfahren hat; eine Erzählung, die den würzigsten Waldduft von sich ausströmt.

Das Epos Kalevala ist erst seit zwei Jahrzehnten aus dem Munde armer Fischer und Rennthierzüchter, besonders in Karelien, dem zum Theil noch heidnischen Theile Finnlands aufgenommen. Es behandelt die vorchristliche Heldenzeit der Finnen, ist erfüllt von einer lebendigen höchst poetischen heidnischen Mythologie und offenbar in einzelnen Gesängen gedichtet, bevor die Lehre des Evangeliums festen Fuß gefaßt hatte. Vorzüglich drei göttliche, mythische Heroen werden verherrlicht, welche ihr Land aus dem Zustande chaotischer Wüstenei zu Ackerbau und Gesittung geführt und ihm im Kampfe mit der zauberischen Königin des finstern Lapplandes die Segnungen der Kultur gesichert haben. Unter ihnen leuchtet der sangeskundige Wainämoinen hervor, der schon die Tage der Schöpfung gesehen. Er hat zuerst das baumlose Land mit Wälderschmuck begabt, zuerst das Feld besäet und die Harfe (Kantele) erfunden und in langem Leben Sonne und Mond und eine wunderbare, Wohlstand und Reichthum hervorbringende Mühle Sampo schmieden helfen, so wie diese Schätze in fort-

dauernden Kämpfen den Lapplandsſtreitern wieder abgerungen. Uralt war er geworden, da ſchlug auch ſeine Stunde; er mußte einem Mächtigeren weichen.

In dem Hofe eines reichen Mannes wuchs Marjatta auf, eine Jungfrau von lieblicher Schönheit. Sie war ſo demüthig und keuſch, daß ſie nur von Fiſchen und Tannenrinde und dem Fleiſche unerwachſener Lämmer lebte und nicht einmal Hühnereier aß; ſie floh Kuh und Stute, die vom Manne wußten. Wenn aber das ſchönlockige Kind ſeine Heerde auf der beerenreichen Wieſe im Erlengebüſch weidete, lauſchte ſie gern dem Geſang des goldenen Kukuks und fragte ihn ſcherzend, wie viele Sommer ſie noch unbehaubet als Lämmerhirtin auf dem breiten Boden des Haines ſich ergehen werde. Hatte er dann wohl zehnmal neckend gerufen, ſo beklagte ſie ihr jungfräuliches Hirtenleben, denn Schlangen kriechen im Graſe und die Eidechſe ſchleicht auf dem Boden. Einſt rief eine Preißelbeere von der Spitze eines kleinen Hügels ihr zu: „Pflücke mich Jungfrau, ehe mich Wurm und Schnecke liebkoſen und zehren. Hundert Mädchen und ganze Schaaren Kinder haben mich geſehen, aber Niemand hat mich Arme berührt.“ Marjatta nahm zwiſchen ihre Fingerſpitzen ein Stäbchen, um die Beere an ſich heranzubiegen, da hüpfte dieſe empor auf den Schuh der Jungfrau und dann von Knie zu Bruſt bis in den Mund. Marjatta, dies Kind voll Schönheit, fühlte bald darauf ihren Buſen ſchwellen, ſie kleidete ſich ohne Gürtel, ſie liebte es, heimlich in der finſteren Badſtube zu weilen. Neun Monde und einen

halben trug ſie nach alter Weiber Rechnung des Leibes Bürde, da wurden die Schmerzen gar zu wild und ſie bat ihre Mutter um ein Dampfbad. „Gieb mir, theure Mutter, die ich liebe, eine warme Stätte, wo das Weib die Wehen trage.“ Die Mutter hat ſchon lange die Veränderung bemerkt, die mit Marjatta vor ſich gegangen iſt und ein Kindlein hat ihr geſagt: „dieſes Unheil geſchah mit der armen Marjatta, da ſie lange mit der Heerde auf der Weide weilte.“ Sie läßt die Tochter hart an, ſchilt ſie Hiiſibuhle (Teufelsbuhle) und will nicht auf die wahrheitsgetreue Erzählung von der Beere hören. Auch der Vater weiſt die Unglückliche zurück, als ſie nun ihn mit rührenden Worten um eine warme Stätte angeht, wo ſie Ruhe finden und ihre Qual ertragen könne. „Geh hinaus, ſagte er, zum Felſenhaus des Bären. Dort in des Brummers Steingemächern iſt der Ort, wo du Schlechte deine Niederkunft halten kannſt.“ Aber Marjatta. das Kind voll Schönheit, erwiderte im hohen Stolze der Unſchuld: „Eine Buhle bin ich keineswegs; ich werde einen großen edeln Helden gebären, der einſt allen Mächtigen, zumal dem Wainämoinen gebietet.“ Darauf ruft ſie ihre kleine Magd Piltti und ſchickt ſie ſchleunigſt ins Dorf, um hier eine Badſtube zu erbitten. An dem Ufer des Sarabachs wohnt im Dorfe Ruotus (Herodes). Er ſitzt im ſchönen Hemd vom beſten Flachſe an des Tiſches Rand und trinkt und ißt nach Art der Großen, als Piltti hereintritt, die (ſtets gehorſam auch ohne Mahnung) ſchnell wie der Rauch herbeigelaufen iſt, ſo daß unter ihren Füßen die

Tanntapfen auf der Haide aufgeſprungen, die Steine im Sumpfe in die Höhe gehüpft ſind. Ehe noch Piltti bei Ruotus ſelbſt ihre Bitte angebracht hat, tritt das garſtige Weib deſſelben in das Zimmer, ſtützt die Hände in die Seite und keift: „ihre Badſtube an dem Schilfbach ſei ſchon beſetzt, aber im Tannenwalde auf dem Brennberge, wo der Waldgott Tapio ſeine gegen die kalten Nordwinde geſchützte Wohnung hat, ſei ein Stall, dort könne ja Marjatta im Athem der Pferde ſich baden.“ Der Jungfrau bleibt in der That nichts anderes übrig. Sie ſtützt ſich auf einen weichen Blätterbeſen und ſchleppt ſich daran mühſam hinaus in den dunkeln Tannenforſt zum Stall des Waldgottes, indem ſie in tiefergreifendem Gebete den höchſten Schöpfer (den Donnergott Ukko) um Erlöſung von ihren Qualen anfleht. Am Ziele angekommen, ſpricht ſie das ſtarke, theure Rößlein im Stall um Mitleid an. Das Thier iſt mitleidiger, als die Menſchen, es ſchnauft und athmet und verbreitet Badehitze, ſo viel es vermag, Marjatta bringt ein Kindlein zur Welt und bettet es auf das Heu in die Krippe zur Seite des ſchönbemähnten Pferdes.

Sie wickelte ihr trautes Söhnlein in Windeln und hegte es auf ihren Armen, wendete es auf ihren Händen hin und her. Einſt hatte ſie es auf ihre Knie gelegt, um ſeine kleinen Haare zu kämmen. Da war das Kind von ihrem Schooße verſchwunden. Marjatta machte ſich auf, um ihren lieben goldenen Apfel, ihr geliebtes Silberſtäbchen zu ſuchen. Sie hob ein großes Sieb, einen Tragkorb in die Höhe, ſie rührte die Bäume, zertheilte die Kräuter,

und durchſuchte die weichen Gräſer, aber ſie fand ihn nirgend. Obwohl ſie auf den Tannenbergen auf jedes Haideblümchen ſchaute, jeden Wachholderzweig auseinanderbog, mußte ſie lange vergeblich wandern. Ein Sternlein kam ihr entgegen. Sie fiel vor ihm nieder und fragte:

O Du Stern, den Gott geſchaffen,
Weißt Du nichts von meinem Kinde,
Wo mein kleiner Sohn geblieben,
Wo mein goldner Apfel weilet?

Aber der Stern erwiderte: „Ich weiß es nicht; doch würde ich's auch nicht ſagen, wenn ich es wüßte. Denn er hat mich ſo geſchaffen, daß ich in den ſchlechten Tagen in der Kälte und Finſterniß funkeln muß.“ Betrübt wanderte Marjatta weiter und ihr begegnete der Mond. Aber auch dieſer wollte nichts verrathen. „Denn dein Sohn hat mich geſchaffen, daß ich bei ſo ſchlechten Tagen in der Nacht einſam wachen und am fröhlichen Tage ſchlafen muß.“ Aber zum Dritten trat die liebe Sonne ihr in den Weg und ſagte: „Ich kenne wohl dein liebes Söhnlein, denn er ſchuf mich, damit ich an den ſchönen Tagen ſchön und ſtrahlend in Golde rauſche. Ich kenne ſchon, o Arme, deinen Kleinen; dort im Sumpfe ſteckt dein liebes Söhnlein, bis zum Gurte eingeſunken.“ Marjatta ſah nach, fand ihren Sohn und trug ihn nach Hauſe. Das Kind gedieh in wunderbarer Schönheit, doch Niemand wußte es zu nennen, die Mutter rief ihn „Blümlein“. Da gedachte ſie, daß er mit Waſſer beſprengt und getauft werden müſſe. Ein Alter, Wirokannas mit Namen, wurde geholt, um die

Handlung zu vollziehen. Doch er erklärte, den zaubervollen Knaben nicht eher taufen zu können, bis er vorher beſchaut und beſichtigt ſei, ob er das Recht zum Leben habe. Wer anders hätte dies thun ſollen, als der alte Wainämoinen, dieſer ewige Zauberſprecher. Er kam und ſprach das Urtheil: „Das Sumpfeskind, der Preißelbeerenſohn muß auf der beerenreichen Wieſe ausgeſetzt, oder ihm im Sumpf am Baum der Kopf zerſchlagen werden.“ Da öffnete das zweiwochenalte Preißelbeerenſöhnchen ſeinen Mund und ſprach: „O du Alter ohne Einſicht, übel haſt du die Geſetze gedeutet. Manche thörichten Jugendſtreiche haſt du in deinem Leben verübt, aber Niemand hat dich darum in den Sumpf geführt, Niemand dir am Baum den Kopf zerſchlagen.“ Wainämoinen verſtummte. Wirokannas aber taufte das Knäblein und weihte es zum König von Karelien und zum Hüter aller Mächte. Da wurde Wainämoinen betrübt und mißmuthig. Zum Ufer der See ging er und ſchuf ſich durch Zauberſang ein kupfernes Boot. In dieſem ſchied er auf ewig von ſeinem lieben Finnlande. Schon auf des Meeres Rücken ſitzend erhob er zum letzten Male ſeinen Geſang. „Laß die liebe Zeit nur hingehen, Tage gehn und Tage kommen. Einſt wird man meiner ſchon bedürfen und nach mir ausblicken, damit ich einen neuen Sampo, eine neue Kantele und neues Licht ſchaffe.“ So ſprechend ſegelte er davon zum Rande des Horizontes, wo Himmel und Erde ſich berühren, nur ſeine Harfe und ſeine Lieder hinterließ er zu großer Freude des Finnenvolkes.

Es giebt kein Epos der Welt, welches auf großartigere

Weiſe ſeinen Abſchluß fände. Wainämoinen, in dem die heidniſche Heldenzeit des Finnenvolkes ſelbſt verkörpert iſt, weicht dem Jeſuskinde, dem Friedenskönig, willig ſeine höhere Bedeutung anerkennend, aber die Früchte ſeiner Kulturarbeit läßt er dem geliebten Lande zurück, nicht ausrotten, nur verklären ſoll die höhere Religion das nationale Weſen. In eigenthümlichſter Weiſe haben ſich in den letzten Geſängen des Epos Kalevala die Legenden des apokryphen Evangeliums über die Kindheit Jeſu, welches in volksthümlichen Bearbeitungen mindeſtens unter den Schweden im benachbarten Ehſtland noch heutzutage verbreitet iſt, mit einheimiſchen Elementen verſchmolzen. Die Art und Weiſe der Geburt Chriſti durch eine Beere, welche hier zum kindlichen Ausdruck ſeiner unbefleckten Empfängniß dienen ſoll, iſt uralten Traditionen des Finnenſtammes nachgebildet. Wenigſtens findet ſich bei Völkern gleicher Sippe bis weit nach Aſien hinein ganz ähnliches erzählt. So leiten die Mandſchutartaren ihren Urſprung vom König Aëſchin Gjuru ab, den eine Jungfrau durch eine rothe Beere gebar, die eine Elſter in ihren Schooß hatte fallen laſſen. Die Anhänger der Religion des Lao-tſé in China glauben, daß dieſer Weiſe das Kind einer Jungfrau von dunkler Farbe ſei, der das ewige Weſen eine Kugel aus den kondenſirten fünf Hauptfarben, während ſie ſchlief, in den Mund geſteckt. Weiter mitgewirkt hat das finniſche Wort marja Preißelbeere, an welches das Volk nothwendigerweiſe beim Klange des Namens Maria erinnert werden mußte. Die ſchöne Erzählung, wie Marjatta ihr lie-

des verſchwundenes Kindlein ſucht, iſt einem älteren heidniſchen Liede von der Mutter des Helden Lemminkainen entlehnt, die durch die weite Welt zieht, um den Leichnam ihres Sohnes aufzufinden. Wirokannas, der die Stelle des Simeon bei der Darſtellung im Tempel einnimmt, war eine alte mythiſche Figur, ein Gott des Haferfeldes.

Zur Geschichte des Weihnachtsfestes.

Da naht sie nun wieder die selige fröhliche Weihnachtszeit. Es macht mich allezeit glücklich daran zu denken. Denn das ist die Zeit, wann die kurzen dunkeln Tage des Winters ihr Ende erreichen und ein schöpferisches „Es werde Licht" der Natur ertönt. Und zur selben Stunde verkünden Orgelton und Chorgesang auch dem Menschenherzen ein Licht aus der Höhe, welches in alle Dunkelheiten der Seele friedebringend hereinbricht; die hellen Kerzen des Christbaums sind ein irdischer Abglanz dieses Lichtes. Da öffnet sich vor dem ahnungsvollen Kindesgemüth der Himmel der Liebe und wer das Paradies der Unschuld verlor, dem will es sich wieder aufthun in den Tiefen der Brust.

Noch drei Wochen zählen unsere ungeduldigen Kleinen und doch sind schon aller Augen auf das Fest gerichtet, die Märkte und Straßen werden lebendig von vorsorglich einkaufenden Müttern. Doch noch andere Freuden der Weihnachtszeit werden laut. Schon läßt sich hier der knarrende Waldteufel, dort der Brummtopf vernehmen. Aus den

ſtillen verſchneiten Gehöften des Landes ſchreitet eine Schaar kräftiger Burſche und rothwangiger Mädchen und wandert in ſeltſamen Vermummungen und unter fröhlichen aber derben Späßen von Thür zu Thür, Sankt Niklas und Knecht Ruprecht, die drei Weiſen aus dem Morgenlande, der Schimmelreiter und der Erbsbär halten ihren Umzug. Es iſt, als wären alle Wunder und Geheimniſſe entfeſſelt. Ein ganzes Heer von Befürchtungen wird rege vor den Hexen und der wilden Jagd, welche jetzt ungeſtört ihr Weſen treiben, und andererſeits ſucht manch ſchmuckes Dorfkind den dunklen Schleier der Zukunft zu lüften und aus gegoſſenem Zinn und neunerlei Backwerk das Ehebett oder frühen Tod zu errathen. Erſt mit dem Neujahrsabend und dem Dreikönigstage (6. Januar) verhallen die letzten Töne der durch den ganzen Dezember fortgeſetzten Volksbeluſtigungen und das einförmige Alltagsleben tritt wieder in ſeine Rechte ein.

Was haben ſolche Gebräuche, von denen der eine in dieſer, der andere in jener Gegend unſeres Vaterlandes noch nicht vergeſſen iſt, mit der Feier des Weihnachtsfeſtes zu ſchaffen? Gehören ſie wirklich zu ihm oder ſind ſie nicht vielmehr thörichte Mißbräuche und verderblicher Aberglaube? Du ſollſt ſelbſt urtheilen, lieber Leſer. Da wirſt Du mir nun antworten: „Wenn ich über eine Sache urtheilen ſoll, ſo muß ich ſie genauer kennen und ich weiß in dieſem Falle nur von den einzelnen Gebräuchen meiner beſonderen Heimath; ehe ich mich entſcheide, ob ſie thöricht oder lobenswerth zu nennen ſeien, muß ich über ihren Sinn und ihre wahre Bedeutung nachgedacht haben. Die meiſten

Menſchen, welche jene alten Sitten üben, denken ſich gar nichts dabei, oder gewiß nicht das richtige.“

Da haſt Du ganz recht, und ich lade Dich deshalb ein, mich auf einer flüchtigen Wanderung zu begleiten, die ich durch die Geſchichte des Weihnachtsfeſtes machen will. Ja wohl, die Weihnacht hat eine Geſchichte und eine lange dazu. Seit vielen Jahrtauſenden, noch ehe in Chriſtus ein neues, himmliſches Licht der Welt erſchienen war, haben unſere Vorväter und andere Heiden um die Zeit des 21. bis 24. Dezembers Feſte gefeiert und dabei Gedanken gehabt, deren wir uns heute noch nicht zu ſchämen brauchen und welche mit gutem Grunde als Vorahnungen des chriſtlichen Weihnachtsfeſtes zu bezeichnen ſind. Dieſen Gedanken gaben ſie in mannigfachen Schauſtellungen und Aufzügen einen Ausdruck, und von ſolchen Schauſtellungen aus früherer Zeit ſind viele von unſeren Weihnachtsgebräuchen übrig geblieben, und vom Vater auf den Sohn, vom Sohn auf den Enkel bis auf unſere Tage fortgeerbt.

Während wir aber in dem Weihnachtsfeſt vorzugsweiſe die Herabkunft geiſtiger Güter feiern, haben die Menſchen des grauen Alterthums ſich ganz beſonders des leiblichen Segens gefreut. Auf den hellen warmen Sommer waren die düſteren Tage des Winters gefolgt, ſie wurden kürzer und kürzer. Die Sonne ſchien auf ewig Abſchied zu nehmen und mit ihr die milden Götter, von denen der Heide glaubte, daß die Fülle alles Segens in der Natur ihre Gabe ſei. Es war, als ob dagegen alle böſen Geiſter losgelaſſen ſeien, und den trinkbaren Quell, den ſchiffbaren

Strom, den befruchtenden Regen in die ſtarren Bande des Schnees und Eiſes geſchlagen hätten. Die Erde lag wie ſchlafend oder todt da ohne Triebkraft, und nahrungskarge Oede war da, wo milchſpendende Kühe geweidet, wo ährenſchwere Kornfelder und fruchtbeladene Bäume zur Ernte und zum Genuß eingeladen hatten. Denke Dir, das würde ſo fortgehen, oder Du wüßteſt nicht, daß jedem Winter ein neuer Frühling folgen muß, ſo magſt Du die Trauer ermeſſen, welche die Seele des Menſchen im Alterthum erfüllte. Er wähnte alle Freude ſeines Lebens unwiderbringlich verloren, von Tag zu Tag wuchs die Angſt und Bekümmerniß ſeines Gemüthes. Da that, als die Noth aufs Höchſte geſtiegen war, der Schooß des Himmels ſich auf, ſie kam zurück die holde Sonne mit den längeren helleren Tagen — (Sonnenwende nennt man darum den 21. Dezember) und zugleich kam die Gewißheit, der Frühling kehrt wieder mit allem ſeinem Leben, ſeinem Gabenreichthum. Schon jetzt ſchienen milde Götter wieder gegenwärtig. Und die Frommen unter den Heiden hoben ihre Hände empor und äußerten ihren Dank in lauter Feſtfreude, indem ſie bildlich die Zurückkunft des Lichtes, der Götter und alles deſſen, was das Leben ſchön macht, nachahmten und darſtellten.

Auf einer kurzen Reiſe kann man nicht alle Bergſpitzen beſteigen, alle Thäler durchmuſtern. So müſſen auch wir uns begnügen, durch den Beſuch bei einigen heidniſchen Völkern des Alterthums und der Neuzeit von der Wahrheit der in Vorſtehendem aufgeſtellten Behauptungen uns

zu überzeugen. Noch jetzt halten die Bewohner von Indien die ganze Zeit des Novembers und Dezembers für unglücklich. Wenn in der Mitte des Sommers das Licht abnimmt, sagen die Hindus des Gangesthales, daß ihr oberster Gott Wischnu (den man in sehr alter Zeit als einen bloßen Sonnengott verehrte) in tiefen Schlaf versinke. Vier volle Monate, glauben sie, währe sein Schlummer. Am Anfang des Dezembers aber bereiten ihre Priester, die Brahmanen, sich durch ein strenges Fasten, während dessen sie nur trockene Reiskörner genießen dürfen, vor, den Gott zum Heil und Jubel der Welt zu erwecken. Sie schlagen Trommeln und Pauken und singen dabei ein Lied folgenden Inhalts:

Die Wolken sind weithin zerstreut,
Der Vollmond ist längst schon bereit
Mit heiterem, silbernen Licht,
Zu schauen dein göttlich Gesicht,
Sieh duftende Blumen sind hier
Zum Opfer, wir bieten sie dir.
Erwach denn, o König der Welt,
Komm zu uns aus deinem Gezelt!

Alle Häuser und Geräthe werden gereinigt, alle Gassen gekehrt und mit Lampen erhellt. Kehrt es nun wieder das ersehnte Licht, so feiert man beglückt des Gottes Wiedererwachen. Vor einem Ammonshorn (dem Abbild der Sonne) bringt der Hausvater ein in der Ecke des Feldes abgeschnittenes Zuckerrohr als Erstlingsgabe dar. Er erhebt das

Ammonshorn mehrere Mal über den Kopf, als Abzeichen der seligen Gewißheit, daß Wischnu wirklich wieder vom Schlummer erstanden sei und Glück und Leben zurückbringe.

Ganz ähnlich galt schon im Alterthum den Griechen Dionysos, der Gott der Jugend und Luft, der ewig schaffenden und quellenden Naturkraft, um die Zeit des kürzesten Tages für leidend. Im Tempel zu Delphi zeigte man dann im Allerheiligsten sogar sein Grab, bei welchem die Vorsteher der Priesterschaft am 20. Dezember geheime Opfer brachten. Auf dem Berge Kithairon und den schneebedeckten Gipfeln des Parnaß versammelten sich Frauen und Mädchen in der Mitte des Winters. Schlangen in den fliegenden Haaren, mit Epheu bekränzt, Thyrsosstäbe in den Händen schwingend, schwärmten sie bei Fackelschein durch Berge und Thäler, jubelten, tobten und tanzten in wild aufgeregten Stellungen. Laute Klagen ertönten, daß der Gott Dionysos verschwunden sei, ja man jammerte, daß ihn böse Mächte, die Titanen, zerrissen hätten. Diesen Tod des Gottes (der oft auch Stier oder Bock, das will sagen „Befruchter" genannt war) stellten sie nachahmend dar, indem sie allerlei Thiere des Waldes, Hirschkälber, Böcke, junge Wölfe erst hegten und pflegten und dann zerrissen. Es war die wildeste Verzweiflung, der tiefste Schmerz um das Hinsterben der Natur und aller ihrer Luft unter den Qualen des Winters. Aber ein Trost

Gipfeln des Berges Parnaſſos riefen die Jungfrauen den Dionyſos wach und andere zeigten ſein Bild als das eines neugebornen Kindes in einer Futterſchwinge: „Er lebt, er iſt wieder geboren!“ —

Von einem tieferen geiſtigen und ſittlichen Gehalt war die Feſtfeier der Römer durchdrungen. Sie glaubten nämlich an einen Gott Saturnus, der dem Ackerbau vorſtand und alle Segnungen deſſelben gewährte. Einſt habe er als Menſch, als älteſter König Italiens auf Erden geweilt, das goldene Zeitalter blühte unter ſeiner Regierung. Da trug, wie ein römiſcher Dichter ſagt, die Erde jede Frucht von ſelbſt, von Honig trieften die Bäume, in den Bächen floß Wein. Noch hatte der Wolf keinen verderblichen Zahn, die Schlange kein Gift, noch ſchmetterte keine Trompete den Kriegsruf, kein Schwert erklirrte auf hart gehämmertem Amboß. Noch nicht entartet, erwürgte der Menſch keine Rinder zur Speiſe, ſondern unſchuldig und friedlich genoß er in zufriedener Gemeinſchaft die freie Erde. Und alle dieſe reiche Fülle wurde durch keine Ungleichheit, durch keine Unfreiheit geſtört, noch gab es keine Herren und Knechte. Aber die goldene Zeit hatte ein Ende genommen und Saturnus verſchwand, er war in den Himmel zurückgekehrt und ſpendete von hier aus den Menſchen erſt nach fleißiger und mühſamer Arbeit die goldene Ernte. Nirgend wohl je hat ſich ein tieferes ſittliches Elend geltend gemacht, nirgend ein größerer Gegenſatz zwiſchen ſchwelgeriſchen Reichen und faulen bettleriſchen, zu jeder Entwürdigung willfährigen Armen, ſo wie geknechteten Sklaven

geherrſcht, als im mächtigen Rom, beſonders um die Zeit von Chriſti Geburt. Und wenn man auch keine Kraft hatte, ſich dieſen Zuſtänden dauernd zu entreißen, ſo empfand man die Noth und Schuld derſelben doch ſchmerzlich. In den kalten und dunkeln Wintertagen kam das Elend doppelt und dreifach zum Bewußtſein, und wenn mit der Winterſonnenwende das Licht und mit ihm der im Winter verborgene Saatengott Saturnus nun wiederkehrte und das beſeligende Glück neuen Frühlings verhieß, dann fühlte man, daß man auch ſittlich umkehren müſſe zu dem paradieſiſchen Glück und Unſchuldszuſtande des goldenen Zeitalters, nach welchem alle troſtloſen Herzen ſich ſehnten. In dieſem Gefühle feierte man Anfangs nur einen Tag, ſpäter ſieben Tage (vom 17. bis 24. Dezember) zu Ehren des Saturnus und ſeiner Gemahlin, der Erdgöttin Ops, das Feſt der Saturnalien. Im Tempel des Gottes zündete man viele Lichter an als Abbild des neu geſchenkten Sonnenlichtes, und entfeſſelte die während des übrigen Jahres mit wollenen Binden umwundenen Füße des Götterbildes. Dann wurden alle Rathsverſammlungen, Gerichte und Schulen, alle Kramläden und Wechſelbanken geſchloſſen, keine Strafe vollzogen, keine Schuldforderung eingetrieben, kein Krieg, keine Schlacht durfte unternommen werden. Jeder feierte, nur die Köche und Zuckerbäcker hatten zu thun. Unter dem Rufe: „Juchhe die Saturnalien! Juchhe die Saturnalien! Juchhe gute Saturnalien!“ ſtrömte eine jubelnde Volksmenge durch die Straßen und forderte zur ausgelaſſenſten Luſtigkeit auf.

Gleich am Morgen nahm ein Jeder ein Bad und legte ſtatt der ſteifen Staatsuniform, der Toga, ein bequemes faltenreiches, aus feinem indiſchen Linnen gewebtes Geſellſchaftskleid an. Man wetteiferte gegenſeitig, ſeine Freude durch Wohlthun kund zu geben. Am Abend des erſten Feſttages trugen zwei oder drei zuverläſſige Sklaven, meiſt bejahrte Männer, den Hausfreunden die ſchon lange vorher beſorgten Geſchenke in ihre Wohnung, ſie erhielten in jedem Hauſe einen Trunk, einen Becher Weins*). Zu den gewöhnlichſten Geſchenken gehörten Wachskerzen als Sinnbilder des Lichtes; außerdem wollene Winterkleider, Tücher und Löffel, Zahnſtocher und Becher, friſche und eingemachte Früchte, Bücher und Papier, um ſcherzhafte Weihnachtsverſe darauf zu ſchreiben. Aermere ſandten ihren Patronen und Gönnern ſelbſtverfaßte Reden und Gedichte, die Reichen machten koſtbare Präſente von Kleinodien, Prachtgefäßen u. ſ. w. Dichter und Gelehrte wurden doppelt reich bedacht und die Wohlhabenden bezahlten häufig für bedürftige Freunde die Schulden. Nahe Freunde ſandten ſich ſeltene Eßwaaren, Schaumünzen, Raritäten. Es war Sitte, daß die Vornehmen vorzüglich geringere Leute zur Tafel zogen; die Saturnalien waren eben etwas ganz

*) Wie wir Neueren ſo manche ſinnvolle Natural-Lieferung mit Geld abgelöſt haben, wie manche Dienſtboten ein „Zuckergeld“ erhalten, wie Bäcker und Krämer ſtatt der Kuchen und Roſinen, die ſie ihren beſten Kunden ehemals zu den hohen Feſten zu verehren pflegten, jetzt den Hausmädchen oder der Armenkaſſe Geld geben, trat auch unſer „Trinkgeld“ an die Stelle des Trunkes, mit welchem einſt die Hausfrau den ermüdeten Boten erquickte.

anderes, als die übrigen Tage des Jahres und für ihre Dauer wenigſtens hörte der Unterſchied der Stände auf.

Die Sklaven wurden von ihren Herren wie ihresgleichen behandelt, ja es ſchien, als ob ſie mit dieſen die Rollen getauſcht hätten. Sie ſchmauſten, ſangen und ſprangen, daß es eine Luſt war; ſie liefen in der Stadt in den Kleidern der Herrſchaft einher und durften den Hut, das Zeichen der Freiheit, tragen. Sie ſaßen am Tiſche des Herrn und wurden von dieſem bedient. Es war ihnen ſogar geſtattet, frei vom Herzen weg zu ſprechen und dem Gebieter Vorhaltungen zu machen, denn zürnen und drohen durfte während der Feſtzeit Niemand. Der römiſche Dichter Horaz ſchildert uns einen ſolchen Sklaven, der von der Freiheit des Dezembers Gebrauch machend, ſeinen geliebten Herrn vor dem Laſter des Leichtſinns, der Unbeſtändigkeit und Launenhaftigkeit warnt und den Werth der Tugend preiſt. Inzwiſchen trieb die Jugend auch mit den Sklaven allerlei Spaß. So mußten ſie es ſich gefallen laſſen, mit geſchwärztem Geſicht in kaltes Waſſer geſtoßen zu werden.

Nach der Mahlzeit ſpielte man Brettſpiel um Nüſſe; wer zumeiſt gewann, wurde Saturnalienkönig, präſidirte und kommandirte: „Trink! Miſche den Wein! Komm her! Geh fort!“ Die verſchiedenartigſten Scherze würzten den Trunk, nur beleidigende waren ausgeſchloſſen.

Aeltere Leute aus den beſſeren Ständen brachten die Feſttage in Geſellſchaften von 3 bis 9 Perſonen unter vertrauten und gelehrten Geſprächen hin. Der Gaſtgeber

wählte den Gegenstand der Unterhaltung und wer z
besten erörterte, erhielt ein seltenes Buch oder einen
beerkranz zur Belohnung. Blieb die Frage unerledig
wurde die Prämie dem Saturnus zum Geschenk gew

Die beiden letzten Festtage waren ausschließlich
Kindern gewidmet. Man schenkte ihnen Puppen, k
Figuren von Thon oder Knochen, für deren Einkauf
jene Zeit ein eigener Markt abgehalten wurde. Man
sie mit Nüssen, Kugeln und Kartenhäusern spielen.

Mit der Zeit artete das Saturnalienfest leider i
üppigsten Ausschweifungen aus, dazu kam die verderb
Mode auf, über Vermögen, ja im Durchschnitt den zeh
Theil des jährlichen Einkommens auf die Geschenk
verwenden oder sich deshalb in Schulden zu stürzen.
sittliche Weihe der Feier ging verloren, und von An
an übersah man, daß nicht müheloser Gewinn, äu
Ueberfluß und äußere Freiheit und Gleichheit das w
Glück des Lebens ausmachen, daß wir nur geistig
durch harte sittliche Arbeit an uns selbst das verl
Paradies wieder gewinnen können. Einzelne Gem
empfanden das, und während die römischen Kaiser
Saturnalienfeste noch den 25. Dezember als allgem
Festtag, der zwar von den Schatten des Winters bed
ten aber dennoch „unbesiegten Sonne“ hinzufü
ergaben sie sich der privaten Verehrung des „unbes
ten Sonnengottes Mithra“. Mithra war
von den Persern angebeteter Gott des geschaffenen Li
gewesen, von dem dieses Volk glaubte, daß er für

Verehrung verpflanzte sich 70 Jahre vor Christo auch nach Europa, wo man ihn nunmehr als Sonnengott betrachtete, und hier wurde um die Zeit des kürzesten Tages oder im Frühling zu seinen Ehren ein Geheimdienst begangen. Man feierte sein Geburtsfest und zeigte ihn, wie er in einer Felsengrotte, dem Abbild des nächtlichen Himmels geboren wurde. Die Einzuweihenden mußten geloben, tapfere Mitstreiter des Mithra, „des großen allmächtigen und unbegreiflichen Gottes", gegen das Böse sein zu wollen. Hierzu, sagten die Weitervorgeschrittenen, sei die strengste Ueberwindung des Natürlichen, Seelenstärke und Buße nöthig und legten ihnen achtzig harte von Stufe zu Stufe schwerere Prüfungen auf. Sie mußten durch's Feuer gehen, Frost, Hunger und Durst aushalten, Tage lang über eine breite Fläche schwimmen, an einen schrecklichen Ort gebannt strenge Fasten beobachten. Endlich folgte die Einweihung

ſtellung von den ſtufenweiſen Wanderungen der Seele zu Seligkeit.

Derartige Feiern, wie die Saturnalien und die Dionyſosfeſte wurden auch zu anderen Jahreszeiten, als im Winter bei verſchiedenen Völkern des Alterthums auf Grund ganz ähnlicher Gedanken begangen. So glaubten die nächſten Nachbarn der alten Israeliten in Aſien, die Phönizier, daß Adonis, der ſchöne jugendliche Gott des Frühlings, der die Herzensluſt der Liebesgöttin ſei und mit ihr den langen Sommer hindurch des ſüßen Sonnenlichtes und aller Wonnen des Erdenlebens ſich freue, von dem böſen Geiſte des Winters in Geſtalt eines Ebers getödtet werde und unter die Erde zu den Geſtorbenen hinabſteigen müſſe, ſobald der Herbſt und die Ernte nahe. Dann wehklage die Liebesgöttin den ganzen Winter lang in heißem Schmerze, bis die weißen Anemonen aus ihren Thränen und die rothen Roſen aus dem Blute des Adonis aufſprießen, der jugendliche Gott aber wieder erſteht. In vielen Gegenden des Morgenlandes beging man im Hochſommer eine traurige Feier, welche jenes Ereigniß darſtellte. Man ahmte in Schauſtellungen das Verſchwinden des Gottes nach und ſuchte ihn, man trug ſein Bild unter düſteren Klagegeſängen und mit allen Gebräuchen und dem koſtbarſten Gepränge einer wirklichen Leichenbeſtattung auf einer ſilbernen Bahre, von Blüthen und Früchten des Jahres, koſtbaren Salben und Teppichen umgeben, einher. Endlich aber rief man: Adonis lebt, er iſt aufgefahren. Man tröſtete ſich, daß er von den Todten wiederkommen werde. Bei den

Griechen hieß es, daß Apollo, der goldlockige Gott des Lichtes, ſich in der böſen Jahreszeit hoch nach dem Norden zu einem ſeligen Volke, den Hyperboräern, zurückziehe, bei denen ſeine eigentliche Heimath ſei. Im Frühling aber trugen ihn ſanft dahingleitende Schwäne über das Meer nach Griechenland zurück. Man gab ihm im Herbſt den Abſchied mit feierlichen Entlaſſungsgeſängen und im Lenz ſang man Einladungslieder und feierte ſeine Ankunft. In der griechiſchen Landſchaft Böotien zog man dabei in Prozeſſion einher, welcher ein Knabe einen von Lorbeerzweigen und Blumen umwundenen Oelbaumſtab vorauftrug. Am oberſten Ende deſſelben waren eine größere und mehrere kleinere Kugeln von goldgelbem Erz befeſtigt. Eine andere kleinere Kugel ſaß auf der Mitte des Stabes, der mit 365 Purpurbändern bewickelt war. Die Kugeln ſollten Sonne, Mond und Sterne, die 365 Bänder die Tage des Jahres andeuten. Ein Prieſter folgte dem Stabträger und hinter ihm ein Chor von Jungfrauen, welche den Apollo anflehend, grüne Lorbeerzweige in den Händen hielten. Anderswo pflanzte man bei derartiger Gelegenheit Lorbeerbüſche zur Abwehr böſen Zaubers vor die Hausthüren und die Kinder zogen mit Bettelliedchen von Haus zu Haus, um Früchte und Backwerk zum Opfer einzuſammeln.*)

*) Wer ſich näher über dieſe Dinge zu unterrichten wünſcht, leſe Preller's vortreffliche Mythologie der Griechen und Römer, und Schömann's griechiſche Alterthümer Berlin, in der Weidmannſchen Buchhandlung.

Der kleine Abſtecher, den wir gemacht haben, lieber Leſer, war nicht unnütz. Er wird dir gezeigt haben, daß im Alterthum nicht allein zur Zeit des kürzeſten Tages, ſondern auch bald im Frühling, bald im Sommer Feſte begangen wurden, welche theils den Schmerz über das Schwinden des Lichtes und des Frühlings vor der Hitze der Hundstage, den dunkeln Tagen der zweiten Jahreshälfte, und den Stürmen des Winters ausdrücken ſollten, theils Dank und Freude für die Wiederkehr jenes Segens. Die verſchiedene Jahreszeit jener Feſte hing damit zuſammen, daß man ſie meiſtentheils mit der Neujahrsfeier verband. Den Beginn des Jahres aber verlegten nicht alle Stämme auf dieſelbe Zeit. Die einen, wie die Römer ließen es nach der Winterſonnenwende (am 1. Januar), die zweiten zur Tag- und Nachtgleiche des Frühlings, die dritten (z. B. die Athener) in der Mitte des Sommers mit dem längſten Tage beginnen und noch andere (wie die Spartaner) zählten ihr Neujahr von dem Anfang des Herbſtes. Und auch ſo trafen ſie nicht von Anbeginn an den richtigen Tag, auf welchen unſere Kalender nach aſtronomiſchen Berechnungen den Anfang der vier Jahreszeiten verlegen (21. Dezember, 21. März, 21. Juni und 21. September). Das konnte erſt geſchehen, als ſie bedeutende Fortſchritte in der Beobachtung des geſtirnten Himmels gemacht hatten. Vielmehr feierten ſie ihr Neujahr häufig einige Tage oder gar Wochen zu früh oder zu ſpät.

Dieſe Umſtände muß man wiſſen, um die Nachrichten

welche den Glauben der meiſten übrigen Heiden an ſittlichem Ernſte und an Tiefe des Gefühls weit übertraf. Man glaubte an milde, väterliche und mütterliche Götter und Göttinnen, denen man auch in vielfacher Feſtfreude ſeinen Dank bezeigte. Wie einzelne griechiſche Stämme zu Ehren ihrer Lichtgötter im Frühling oder Sommer Freudenfeſte begingen, gab auch in den nordiſchen Landen die Ankunft des Lenzes und die Mitte des Sommers zu hellem Jubel über den Sieg des Lichtes Anlaß und die mannigfachſten Gebräuche bei dieſer Gelegenheit haben ſich auch nach Einführung des Chriſtenthums noch theilweiſe unter unſerem Volke erhalten, aber ſie ſind heutzutage mit den großen Kirchenfeſten (Faſtnacht, Oſtern, Himmelfahrt, Pfingſten), mit dem erſten Maitag und dem Johannistage verbunden. So ſind z. B. der feſtlich mit Eiern und bunten Bändern geputzte Maibaum, den in manchen Gegenden die Burſche

Menſchen zu entfernen. Das höchſte aller Feſte war jedoch das Weihnachtsfeſt.

Die Dänen, Schweden und Norweger, welche die nächſten Stammverwandten unſerer Vorväter waren, begannen in älteren Zeiten ihr Jahr mit dem zwölften Januar und begingen dann mit großer Feierlichkeit drei Tage lang das Feſt der Mittwinternacht oder, wie es auch genannt wurde, das Julfeſt als Abſchluß „der Winternacht“, welche in der Mitte des Oktober ihren Anfang nahm. Erſt um das Jahr 940 nach Chriſtus verlegte der dem Chriſtenthum wohlgeneigte norwegiſche König Hakon der Gute das heidniſche Julfeſt auf den Tag des Chriſtfeſtes, den 25. Dezember, um ſein Volk wenigſtens äußerlich dem Chriſtenthum näher zu bringen. Die Ahnen der Engländer, die alten Angelſachſen, müſſen ihr Weihnachtsfeſt ebenfalls ſehr ſpät gefeiert haben, denn der Dezember hieß bei ihnen „der erſte Julmonat“, der Januar „der zweite Julmonat“ (se forma Geola, se äftera Geola). Auch nach ihrer Anſchauung kam der Winter mit dem Oktober zur Herrſchaft, denn dieſer Monat hieß bei ihnen Wintererfüllung, Wintereintritt (winterfyllith); das Julfeſt bezeichneten ſie als die „Mutternacht“ (modranight) ohne Zweifel, weil ſie meinten, daß aus dieſer Nacht das neue Leben der Natur geboren werde. Andere deutſche Völker ſcheinen dagegen die Rückkehr des Lichtes im Winter zu früh angenommen zu haben, da bei den Gothen ſchon der November als erſter Julmonat (fruma jiuleis) bezeichnet wird. Das Wort Jul bedeutet wahrſcheinlich Rad, man

dachte ſich die Sonne als eine große goldene Scheibe, ein ſich drehendes Rad, welches jetzt ſeinen Kreislauf um die Erde von Neuem beginne. Bei der Einführung des Chriſtenthums wurde unter allen deutſchen Stämmen das Julfeſt mit dem Chriſtfeſte vertauſcht und mit dem höheren Gedanken-Inhalt der neuen Religion erfüllt; aber viele der alten heidniſchen Feſtgebräuche erhielten ſich. Da jetzt aber das Feſt (25. Dezember) nicht mehr mit dem Neujahr (1. Januar) zuſammenfiel, ſo vertheilten ſich die im Gedächtniß des Volkes gebliebenen alten Feſtſitten auf unſeren Weihnachtstag, den Sylveſterabend und den heiligen Dreikönigstag (6. Januar) und zwar ſo, daß dieſelben Gebräuche in der einen Gegend an dem einen, in der andern an einem andern der genannten Tage geübt werden. In einigen Gegenden von England heißt noch heute das Weihnachtsfeſt nach dem ehemaligen heidniſchen Yule und in Schweden und Norwegen u. ſ. w. Jul.

Schon ein griechiſcher Schriftſteller im ſechſten Jahrhundert nach Chriſti, Procop, hatte von dem Julfeſte der nördlichſten Bewohner von Schweden und Norwegen gehört. Man hatte ihm berichtet, daß dieſelben am 35. Tage der langen Winternacht Boten auf die Gipfel ihrer höchſten Berge ſchickten, um die wiederkehrende Sonne zu erſpähen, und wenn ſie erblickt wurde, ſo verkündigte man laut, daß nach fünf Tagen das neue Licht die Tiefen der Thäler erhellen werde. Dann werde unermeßlicher Jubel erhoben, alles feiere „das Feſt der frohen Botſchaft“. Denn, obgleich daſſelbe Ereigniß Jahr für Jahr eintrete, ſeien die Inſel-

bewohner in Furcht, daß ihnen einmal die Sonne ganz ausbleiben werde. Den Göttern und höheren Mächten der Luft, des Himmels, der Erde ſchlachteten ſie unaufhörlich Opfer, zumal dem vornehmſten von allen, dem Kriegsgott, dem als edelſte Gabe ein kriegsgefangener Mann an einem Galgen erhängt oder in die Dornen geworfen werde. Auch Todtenopfer würden dargebracht.

Aus einheimiſchen Berichten lernen wir den Hergang beim nordiſchen Julfeſte in jüngerer Zeit etwas genauer kennen, ſo daß man ſich ein ziemlich zutreffendes Bild aus verſchiedenen Bruchſtücken zuſammenſetzen und damit die aus dem deutſchen Heidenthum übrig gebliebenen Sitten in Verbindung bringen kann. Doch beruht der angenommene Zuſammenhang derſelben untereinander noch in vielen Stücken auf Vermuthungen, welche bei aller Wahrſcheinlichkeit noch nicht zu ganz ſicheren Thatſachen erhoben ſind. Mit der Winternacht hatte eine traurige Zeit begonnen. Die ſeligen Götter, welche die Blüthen und Früchte des Sommers gewirkt hatten, ſchienen todt oder verzaubert zu ſein. Die Erde ſchlief, mit ihr die Bäume und Blüthen. Böſe Mächte hatten ſie in die Bande des Eiſes geſchlagen und auch den Himmel verſchloſſen. Im Sommer war Wodan, im Norden Odhinn genannt, der Göttervater mit den Seelen der verſtorbenen Helden im Winde daher gefahren und hatte mit milder Lüfte Wehen die ſchwellenden Saaten zur Reife gebracht. Segnend waren die lichten Göttinnen Fria (im Norden Frigg genannt) Holda und Bertha durch das Land geſchritten und tauſend kleine, dem Menſchen vertrauliche Geiſter, die Elbe oder Elfen

hatten überall im Leben und Wachsthum der Natur ihre fördernde Hand erkennen laſſen. Jetzt aber ſchlief Wodan (Odhinn) mit ſeinen Geiſterſchaaren verzaubert im Berge. Der Himmel, der nur noch Schnee herabſandte, war von böſen winterlichen Geiſtern verſperrt, mit ihm die holden Göttinnen, die guten Elfen, welche ſich aus den Seelen der rechtſchaffenen Menſchen zu vermehren pflegten. So war auch der Zugang zu den Geiſtern der Gerechten abgeſchnitten. Dafür konnten jetzt alle böſen Geiſter ihr Weſen treiben. Auf Island glaubte man, daß eine furchtbare Unholdin mit zahlloſen Köpfen Namens Gryla dann umherſchweife in Begleitung ihres Mannes Leppa-Ludhi. Sie ſtecke die unartigen Kinder in einen Sack und freſſe ſie, eines nach dem andern. Rieſen, welche wegen der Nähe des Weihnachtsfeſtes Jólaſveinar oder Jolevätter, d. h. Weihnachtsbuben, Weihnachtswichte genannt werden, kommen nach isländiſchem, ſchwediſchem und däniſchem Volksglauben von den Bergen herab und ſtehlen mit langen Haken aus den Vorrathskammern der Bauern Dörrfleiſch, oder rauben die Menſchen in ihre finſtern Höhlen. In Dänemark bildet man die Jolevätter nach: ein Knecht kriecht mit geſchwärztem Geſicht, eine Pferdedecke, die in einen langen Schwanz ſich endigt, über den Körper geworfen, und einen mit brennenden Lichtern beſetzten Stock im Munde, in die Häuſer und ſammelt Aepfel und Nüſſe ein; er ſtößt gewaltige Drohungen aus, falls er nichts bekomme. — Nun wirſt du es wohl verſtehen, mein lieber Leſer, weswegen in Berlin die „Waldteufel“ ſich hören laſſen, dünne Pappcylinder,

welche mit einigen Pferdehaaren an einen hölzernen Stiel befeſtigt, bei jeder Drehung einen brummenden Ton von ſich geben; oder weshalb an andern Orten der Brummtopf (Rommelpott) ertönt, ein irdenes Gefäß oder eine Tonne, in deren Mitte ein Strohhalm beim Reiben einen ſchnarrenden Ton bewirkt. Man wollte das Geſchrei und Gebrumme der böſen Geiſter nachahmen, welche zur Zeit der kürzeſten Tage umſchwärmen ſollten. Die böſen Geiſter, welche in der Zeit der langen Nächte frei auf Erden umher wandeln, könnten, ſo glaubte man, auch Thiergeſtalt annehmen, namentlich liebten ſie es als Mäuſe zu erſcheinen. Deshalb ſolle man in der Weihnachtszeit nie eine Maus mit rechtem Namen nennen, ſondern müſſe „Bodenläufer“ (Bönlöper) ſagen, es könnten ja Hexen und andere böſe Geiſter unter den Mäuſen verborgen ſein.

Aber ſchon gegen das Ende der langen Winternacht um die chriſtliche Adventszeit machte ſich die Hoffnung geltend, daß die Sonne und der Sommer wiederkehren werde. Die drei Donnerſtage vor Weihnachten heißen in Süddeutſchland die drei Rauhnächte oder die Klöpfleinsnächte. Dann ziehen Knaben oder ärmere Leute vor die Häuſer ihrer Bekannten und werfen mit Erbſen an die Fenſter. Es iſt das eine alte Sitte, welche ankündigen ſollte, daß die Sonnenwende kommen werde.

Und ſchon erwachen die ſeligen Götter aus ihrem Schlaf und halten wieder ihren Einzug in das Land. Zunächſt ließ ſich jetzt wieder im Sturmgebraus die Schaar der

gefallenen Helden vernehmen, welche von Wodan (Odhinn) angeführt als wilde Jagd oder wüthendes Heer durch die Luft zieht. Da hört man dann Pferdegetrappel, Hörnerklang und Hundegebell hoch in den Wolken, die alten Eichen des Forſtes krachen und ſchütteln ihre Häupter und über ſie hin reiten Hunderte von geiſterhaften Jägern mit ihrer Meute. An der Spitze des Zuges jagt hoch auf weißem Roſſe der Wode (Wodan). Ein weiter Mantel bedeckt ſeine Schultern, ein breitkrämpiger Hut ſein Haupt. So erzählt noch heute der norddeutſche Bauer. Wo mehrere Thüren eines Hauſes oder einer Scheune hintereinander offen ſtehen, zieht die wilde Geſellſchaft, zur Erde herabſteigend, hindurch. Mitunter läßt ſie dann im Hauſe einen ihrer Jagdhunde zurück. Der legt ſich dann auf den Feuerheerd und weicht von dort nicht, ein ganzes Jahr lang. Er winſelt und bellt in einem fort und lebt von nichts als von der hochaufwirbelnden Flugaſche des Heerdes. Kommt aber aufs Neue die Weihnachtszeit, dann zieht der Wode mit der wilden Jagd wieder durch das Haus, er winkt ſeinem Hunde und freudig ſpringt das Thier auf und folgt ſeinem Herrn.

In Süddeutſchland will man in der Adventszeit hoch in den Lüften eine wunderbare tauſendſtimmige Muſik vernehmen. Tauſende von Geiſtern ſitzen in einer Kutſche und laſſen einen wunderbar ſchönen Geſang vernehmen. Es iſt dies das Heer des Wodan (Wuotesheer). Begegnet ihm Jemand, ſo ruft eine Stimme:

Aus dem Weg, aus dem Weg,
Daß Niemand was geſcheh!

Man muß ſich dann platt auf die Erde werfen, bis die Geſellſchaft vorüber iſt. Wenn das Wuotesheer recht lärmt, ſo darf man hoffen, daß das nächſte Jahr ſehr fruchtbar ſein werde. An der Spitze ſolcher Geiſterſchaaren der wilden Jagd und des wüthenden Heeres wähnten unſere Alten auch milde Göttinnen, Frau Gode, Fria oder Frikka, oder Holda, um die Weihnachtszeit wieder ins Land einziehen zu ſehen. Eine große Anzahl lieblicher Sagen laufen um, wie ſie bald dem Zimmermann, der die Räder ihres zerbrochenen Wagens verkeilte, die abgefallenen Spähne geſchenkt und in glitzerndes Gold verwandelt, bald einem Bauer, dem ihre Hunde den von der Mühle heimgetragenen Mehlſack geleert, den Vorrath zauberiſch ergänzt, oder wie ſie armen Kindern die Bierkrüge gefüllt und mit der Wunſchgabe geſegnet haben, daß ſie nie leer werden ſollten, ſo lange keiner die Geberin ausplaudere.

Aller dieſer Glaube und dieſe Erzählungen ſind dichteriſche Bilder, unter welchen unſere Vorfahren den auf den Flügeln des Windes geſchehenden Wiedereinzug der ſegnenden Gottheiten und der bei ihnen weilenden Seelen guter Menſchen in das Land auszudrücken ſuchten. Denn man glaubte, daß die Seele des Menſchen ein körperlicher Lufthauch ſei, und daß ſie deshalb, vom Leibe getrennt, im Winde daherfahre; den Sturm ſah man für eine Vereinigung vieler Seelen mit den Göttern an. Da der Zugwind durch hintereinander offen ſtehende Thüren ſtreicht,

ſo meinte man hier beſonders den Durchzug des wilden Heeres wahrzunehmen.

Haſt Du je das Sauſen des Windes im ſtillen Walde vernommen, das wie eine wunderbare Muſik in das Ohr klingt? Das iſt der tauſendſtimmige Geſang der Geiſter des wüthenden Heeres. Unſere Ureltern dachten ſich aber auch den Wind als ein ſchnelles gefräßiges Thier, als einen Hund. So konnten ſie dahin kommen, anzunehmen, dieſer unſichtbare Hund verurſache es, wenn der Wind im Schornſtein über dem Heerde pfeift und heult und die loſe Aſche in die Höhe wirbelt und der Sturmgott Wodan habe ſein Thier hier zurückgelaſſen, wenn er zur Weihnachtszeit wieder der ſchlafenden Natur nahe und auf ſeinem weißen Roſſe durch Fluren und Dörfer reite.

Dieſen Umzug des Gottes vermeinten die alten Deutſchen aber nicht allein in Wirklichkeit wahrzunehmen, wenn der Sturm durch Felder und Wälder daherbrauſte, nein, ſich ſo recht ſeiner ſegnenden Nähe zu vergewiſſern — bildeten ſie ihn auch nach. Dieſe Darſtellungen haben ſich noch heute erhalten. In vielen Gegenden Deutſchlands zieht in der Adventszeit ein Bauer als Schimmelreiter verkleidet von Hof zu Hof. Einem Burſchen wird ein Sieb mit langer Stange an die Bruſt befeſtigt, an welcher ſich ein Pferdekopf befindet, worauf man das Ganze mit einem weißen Laken verhängt.

So ſtellt er einen Reiter auf weißem Roſſe vor. — In einigen Gegenden heißt dieſer Schimmelreiter Ruprecht, das iſt ein alter Name, welcher „ruhmglän-

zend" *) bedeutet und einst ein Beiname des höchsten Gottes unserer heidnischen Vorfahren war. Wenn nun in anderen Landschaften „der Knecht Ruprecht" nicht als Reiter, sondern als ein vermummter Mann dargestellt wird, welcher für Pelz oder Stroh gehüllt und eine mächtige Ruthe oder Keulen in der Hand Aepfel und Nüsse vertheilt, so war damit kein geringer Knecht gemeint, sondern der herrliche Gott Wodan selbst, der segnend den Häusern der Menschen naht und seine guten Gaben darreicht.

Sogar viele unserer Weihnachtsgebäcke, die Rosinen- und Pflaumenmänner, die Reiter und Ruprechte aus Lebkuchenteig u. s. w. sollten ursprünglich nichts anderes sein, als rohe Abbildungen des Gottes, der jetzt wieder seinen Einzug in das Land halte.

Die soeben geschilderten Gebräuche und noch viele andere gingen dem eigentlichen Julfest vorauf. Erst mit diesem war die Wiederkehr des Lichtes zur vollendeten Thatsache geworden, jetzt erst durfte die bis dahin nur hoffende Brust in seliger Gewißheit ihren vollen Jubel ausströmen. Nur in kurzen Zügen und zusammenfassend, was mit provinzieller Verschiedenheit vereinzelt hier und da geübt wurde, kann ich Dir, lieber Leser, die unendliche Mannigfaltigkeit andeuten, welche der Ausdruck dieser Julfreunde unter unsern Alten annahm.

Ein feierliches Opfer um Fruchtbarkeit und Frieden leitete in Schweden und Norwegen das dreitägige Julfest

*) Die althochdeutsche Form ist Hruodperaht von hruod Ruhm und peraht, glänzend.

ein; ähnlich wird es in Deutſchland geweſen ſein. Darnach ſchritten wohl auch ſchon in älterer Zeit, wie ſpäter, Herolde hinaus und verkündeten einen dreiwöchentlichen Julfrieden. Nun die ſeligen Götter wieder genaht, ſollten alle Waffen ruhen, keine öffentlichen und Privatfehden ausgefochten werden. Nach dem allgemeinen Opfer, dem ein Schmaus vom Fleiſche der getödteten Thiere gefolgt war, verſammelten ſich große Geſellſchaften auf den Höfen der reicheren Bauern, welche für die Jultage alle ihre Freunde oft von weit her zu großen Gaſtereien zuſammen zu laden pflegten. Dann bot die feſtlich geſchmückte Halle jedem Gaſte Willkommen, jeder Fremdling fand offene Thür und ehrfurchtvolle wirthliche Aufnahme, denn man wußte ja nicht, ob nicht einer der in dieſer Zeit auf Erden umgehenden Himmliſchen in der Geſtalt des ſchlichten Wanderers das Haus ſeiner Gegenwart würdige. Vor allem waren die Königshöfe des Nordens der Schauplatz großer Gelage, zu denen ſich Fürſten und Lehnsleute zahlreich einfanden. Jeder Bauer mußte dazu einen Scheffel Malz, ein Stück Rindfleiſch und achtzehn Mark Butter, jede Bäuerin ſo viel Flachs beiſteuern, als man über die Hand ſpannen konnte.

Ehe man am Abend zum feſtlichen Schmauſe ſich niederſetzte, nach welchem im Norden von der Menge der geſchlachteten Thiere die erſte Julnacht „Schlachtnacht“ genannt war, übte man im Freien mannigfache Freudenbezeigungen. Auf Feldern und Bergen lohten mächtige Feuer, in welche man in England rothe Eichhörnchen

über Eulen mit den im Dunkeln leuchtenden Augen [illegible] trieb. In einigen Gegenden rollten die Leute ein [illegible] als Abbild der runden jetzt wieder zum vollen Glanz gelangenden Sonnenscheibe durch's Dorf; freiende Burſche warfen in andern Landſchaften ihren Mädchen eine mit Goldblech beſetzte und mit Aepfeln beſteckte runde Scheibe (Wepelrot) ins Haus; noch andere verbrannten in hellem Feuer ein drei Tage lang in Waſſer gelegtes Wagenrad. Mit der Sonne und den Göttern war ja auch die Gewähr kommenden Frühlings wiedergekehrt. Darum pflanzte man, wie im Frühling die Maibäume, Birken oder Tannen, ſo die immergrünen Tannenbäume vor die Häuſer, behing ſie wohl auch mit Bändern und Lichtern. Von einem Vogelbeerbaum zu Mödrufall auf Island glaubte man, daß er in jeder Weihnachtsnacht ſich mit brennenden Lichtern beſetze, welche durch keinen Windſtoß ausgelöſcht werden konnten.

Auch in der Halle des Hauſes brannte ein mächtiger Baumklotz als Sinnbild des neuen Lichtes. Auf dem Tiſche zündete man dreiäſtige Kienſpäne als „Jullichter“ an. In England hing Immergrün an den Wänden. Der Fußboden und die Bänke waren, wie bei allen feſtlichen Gelegenheiten, mit reinem Stroh belegt. Aus dieſem Julſtroh wurden nach dem Feſt dem brütenden Geflügel die Neſter bereitet; dann konnte ihm kein Marder beikommen, keine Beherung ſchaden, man ſtreute es auf den Acker, ſo trug er im Jahre gut Obſt und Korn. So nahm alles, was zu der heiligen Zeit in Beziehung ſtand, weihende und ſegnende

Kraft an. Wenn man dann auch den Thieren im Stall beſſeres Futter vorgelegt und kleine Lichtlein vor der Krippe aufgeſteckt, den Vögeln eine Korngarbe vor die Thür geworfen hatte, damit auch ſie ſich freuen ſollten, ſo ſetzte man dem Hausgeiſt eine Schüſſel mit Buttergrütze auf die Tenne und legte ein neues Röckchen für ihn daneben. Dann rührte es ſich in Hof und Küche. Unter freiem Himmel buck man die Julkuchen, im Hauſe kott man in großen Keſſeln die Julſuppe und das Fleiſch zur Abendmahlzeit. Inzwiſchen füllte ſich der innere Raum der Wohnung. Der Hausherr nahm auf dem Hochſitze, dem Zeichen ſeiner Würde, Platz, auf den Bänken zu beiden Seiten die übrige Geſellſchaft. Das gab ein Leben. Feſtſpiele und Räthſelaufgaben, an denen ſich Alt und Jung betheiligte, wechſelten in bunter Miſchung ab. Da traten zwei Leute als Wodan und ſeine Gemahlin Frigg verkleidet auf und Jünglinge tanzten um ſie einen Schwerttanz. So ſtellte man die erneute Gegenwart der holden Götter dar. Der Sommer trat in Grün gekleidet mit Ackergeräthſchaften auf, der Winter mit dem Dreſchflegel, und beide hielten einen Wettſtreit in Verſen ab. Der Winter mußte unterliegen, denn mit der Wiederkehr des Lichtes war ja ſeine Herrſchaft, wenn ſie auch noch Monate dauerte, gebrochen. Andere Spiele ſtellten Brautbewerbungen und dergleichen vor. Jetzt wurde die Tafel hineingetragen, über ihr hing an einem Bande die ſogenannte Julkeule, welche hin- und hergeſchwungen wurde, um, irgend Jemandem zugeſpielt, über den Trunk zu entſcheiden. Unter den aufgetragenen

Gerichten befand ſich eine uralt heilige Speiſe, aus den Zeiten einfachſten Lebens als Feſtgericht feſtgehalten: „Hafergrütze mit Heringen“. Daher kommt es, daß noch heute in verſchiedenen Gegenden Brei und Fiſche (alſo entweder Knödel und Heringe, Karpfen und Reisbrei, Hering und Mohnklöße, Karpfen und Hirſe u. ſ. w.) ſtehende Weihnachts- oder Sylveſtergerichte ausmachen. Und da die beſeligende Nähe der Götter in dieſer Zeit überall beglückend wirken ſollte, ſo glaubte man, daß jedes Korn des Breies Geld bedeute, welches der treue Beobachter der alten heiligen Sitte im kommenden Jahr erhalten werde. Wer aber das gebotene Feſtgericht verabſäume, verfalle dem Zorn der Himmliſchen, ſo meinte man in Thüringen, dann komme die Göttin Berchta, ſchneide dem Frevler den Bauch auf, fülle ihn mit Häckerling und nähe ihn mit Pflugſchar und Eiſenkette wieder zu.

Ein zweites Feſtgericht war die Julſuppe, welche aus dem Rückenſtück eines friſch geſchlachteten Schweines gekocht war; man genoß, wie bei den Opferſchmäuſen, die Kraftbrühe von dem Geſottenen und das obenſchwimmende Fett. Demnächſt kam das Fleiſch an die Reihe. Noch heute wird im Queens College in Oxford am Weihnachtsabend ein Eberkopf auf den Tiſch getragen; in der Uckermark grüner Kohl (als Abbild des wiederwachſenden Pflanzenlebens) mit Schweinskopf und Lungenwurſt und auch ſonſt war es ehedem in Deutſchland Sitte, um dieſe Zeit ein junges Ferkel zu ſpeiſen. Die Julkuchen oder Brode hatten ebenfalls die Form eines Ebers mit

Borſten, oder es war ein Schwein darauf aufgebildet. Der Eber war nämlich das heilige Thier des Sonnengottes, welchem vor allen anderen Göttern die Julfeier galt. Anderes Weihnachtsgebäck war kreisrund oder kranzförmig geſtaltet, daher ſtammen unſere „Eierkränze“, „Eiermond“ und „Weihnachtsbretzeln“, welche urſprünglich wie ein Rad mit vier Speichen gebildet waren.

Daß das ſchäumende Bierhorn und der Metbecher wacker kreiſten, verſteht ſich von ſelbſt. Und wie wir noch einander Geſundheit zutrinken, ſo trank man die „Minne“, d. h. das Gedächtniß der Götter. In Schweden und Norwegen wurde der erſte Becher dem Odhinn geleert, um Sieg und Macht zu erbitten, der zweite dem Sonnengott Freyr, um Gedeihen des Feldes und um Frieden. Ein dritter Becher galt dem Dichtergott Bragi, dem begeiſternden Helfer zu jeder That. Die Alten waren keine Bärenhäuter, ſie fühlten, daß ſie durch die großen Gaben der Götter in dieſer heiligen Feſtzeit ſich auch zu neuer ſittlicher Thatkraft begeiſtern laſſen müßten. Sie legten daher auf den Becher des Dichtergottes das Gelübde ab, irgend ein ſchweres und großes Unternehmen im kommenden Jahre auszuführen. Noch mehr iſt dieſe ſittliche Bedeutung der Sitte bei einer anderen Form deſſelben Gebrauches erſichtlich. Man führte nämlich auch wohl einen eigens für dieſen Zweck aufgezogenen Eber mit goldleuchtenden Borſten, zwiſchen den Bänken hin, und ein jeder, Mann für Mann, leiſtete auf ihn den Schwur begeiſterter Thaten. Ein ſolcher Eber hieß ſehr ſchön „Sühn-Eber“, denn die

Nacht des Jahres war ja zugleich ein Sinnbild innerer Nacht und Verſchuldung im Gemüthe; die muß geſühnt werden durch ſittliche Kraft und Erhebung, wenn das Herz zu Licht und Frieden gelangen ſoll.

Um Mitternacht endete die ausgelaſſene Freude des Schmauſes. Jetzt verließ die Geſellſchaft die Halle. Aber aufs Neue wurde der Tiſch gedeckt und mit Speiſen beſetzt; alle Thüren ſtanden auf. Denn die Himmliſchen ſelber wurden erwartet. Die Seelen der guten Vorfahren kamen und wärmten ſich am Feuer und erlabten ſich an den bereitſtehenden Gerichten. Die lichten Elfen kehrten zur Erde zurück; ſie zogen um und welch ein Glück, wenn ihr Fuß ſie in das geſegnete Haus trug und ſie ſich dort nach genoſſener Mahlzeit an Tanz und Spiel erfreuten. Auch der Göttin Perchta mit den Heimchen, d. i. den Seelen der jung verſtorbenen Kinder konnte es einfallen, ihren Beſuch abzuſtatten und ſie ſollte nicht unbewirthet von dannen ziehen. Eine große Freude war es, wenn am andern Morgen etwas an den Speiſen fehlte; man nahm es für ein ſicheres Zeichen, daß die unſichtbaren Beſucher das Haus durch ihre göttliche Gegenwart mit zunehmender Fülle an Gütern geſegnet hätten. Aber kein ſterblicher Menſch durfte Zuſchauer ſein. Deshalb entfernten ſich alle, um in der verſchiedenſten Weiſe noch weiter die Wunder der feſtlichen Zeit zu erproben. Der verſchloſſene Himmel hatte ſich ja aufgethan und die von den böſen Mächten des Winters gefangenen Götter und guten Geiſter wieder hervorkommen laſſen. Noch heute glaubt man in

Württemberg, daß man den Himmel offen ſehe, wenn man um Neujahrsnacht ſich auf eine Kreuzſtraße ſtelle. Da waren denn auch alle Geheimniſſe aufgeſchloſſen, die Berge thaten ſich für eine Stunde auf und ließen den Goldſchatz in ihrem Innern erblicken. Auf dem Wintweiſe wollte man die im Leben der Natur heimlich webenden und wirkenden Elementargeiſter, die Zwerge mit Sicheln und Garben in voller Arbeit ſehen und daraus auf die Ergiebigkeit der künftigen Ernte ſchließen können. Man ſtieg mit bloßem Schwerte umgürtet auf das Dach des Hauſes, ſetzte ſich auf Kreuzwegen auf einer Kuhhaut nieder, oder man ging in den ſchweigenden Wald ſoweit, daß man kein Feuer ſehen, keinen Hahn krähen hören, keinen menſchlichen Laut vernehmen konnte. Dort in der Winterſaat, auf der Firſt oder auf dem Kreuzweg ſah man dann die Geſchicke des kommenden Jahres an ſich vorübergehen. So viele Leichenzüge zogen vorbei, als im nächſten Jahre kommen ſollten; auf Feldern, Wieſen und Höfen ſah man, wie der Jahreswuchs ſein und ob Feuer auskommen werde. Man nannte dieſe Vorſchau „Jahresgang“. Die jungen Mädchen erwarteten, wie ſich denken läßt, vorzüglich die Beantwortung der wichtigen Frage, ob ſie bald der Brautkranz ſchmücken werde. Es gab unzählige Arten, darüber Gewißheit zu erhalten. Sie deckten in ihrer Kammer einen Tiſch mit neunerlei Speiſen. Dann ſollte der Geiſt des künftigen Geliebten kommen und ſich ihnen gegenüber ſetzen. Oder ſie ſchauten in das Ofenloch und ſahen darin die Geſtalt des beſtimmten Bräutigams. Sie fegten mit

dem Beſen im bloßen Hemde einen Kreuzweg oder rückwärts die Stube und dann ſaß der Zukünftige in der Stubenecke. Hörten ſie dabei mit der Peitſche knallen, war's ein Jäger, hörten ſie tuten, ein Hirte. Auch im Brunnen ließ ſich in der Weihnachtsnacht das Bild des Zukünftigen erblicken. Lichter wurden in Schiffchen von Nußſchalen auf eine Schüſſel Waſſer geſetzt und mit den Namen anweſender Perſonen benannt. Schwammen zwei Lichter auf einander zu, ſo glaubte man, daß die beiden Eigenthümer ſich verheirathen würden, erloſch ein Licht, ſo galt es für gewiß, daß der Beſitzer im Jahre ſterben werde. Dieſer Glaube beruht auf der bildlichen Vorſtellung, daß das Leben der Menſchen gleich einem ſchwankenden Kahn auf hohem Meere, wie auch gleich einer brennenden Kerze ſei, welche ein leiſer Hauch ausblaſen könne. Ebenſo gründet ſich folgende Art der Vorſchau und alle andern auf ſolche uralten bildlichen Vorſtellungen. Wenn in alter Zeit ein Knecht in den Dienſt eines neuen Herrn trat, die Braut aus der Gewalt des Vaters in die des Eheherrn kam, ſo mußten ſie in den Schuh des neuen Herrn oder Gemahls treten, zum Zeichen, daß ſie fortan unter ſeinem Schutz und Schirm dahergehen ſollten. Daher ſchrieb ſich die Sitte, daß die Mägde in der Weihnachtsnacht ihre Schuhe rücklings über den Kopf warfen. Standen dieſelben dann mit der Spitze gegen die Thür, ſo war das ein Anzeichen dafür, daß ſie im nächſten Jahre in einen neuen Dienſt, in die Gewalt, den Schuh eines andern Herrn treten oder heirathen ſollten; ſtand das Fuß-

zeug mit der Spitze nach innen gekehrt, so blieben sie im Hause.

Wer kann sie alle aufzählen die hundertfältigen Vorbedeutungen und Gebräuche der Julnacht. Man griff blindlings unter neun aus Teig gebackene Gegenstände (Geld, Wiege, Brod, Ring, Todtenkopf, alter Mann, Himmelsleiter, Schlüssel) und was jeder erfaßte, sollte sein Theil im nächsten Jahre sein. Zwölf Stücke einer zerschnittenen Zwiebel, mit den Namen der zwölf Monate bezeichnet, wurden mit Salz bestreut, war ein Stück besonders naß, so bedeutete es einen nassen Monat. — Man rüttelte die Bäume im Garten, erinnerte sich an die holde Götternähe, bei der alles Leben erwacht und rief: „Bäumchen, schlafe nicht länger, Frau Holla (die Göttermutter) kommt."

An das eigentliche Julfest schloß sich als eine heilige Zeit, eine Zeit von zwölf Tagen, in welchen die Festfreude noch fortdauerte. Sie hießen die zwölf Nächte, da unsere Vorfahren nach Nächten und Wintern, nicht nach Tagen und Sommern zählten. Es ist ungewiß, ob im Heidenthum diese zwölf Nächte dem Julfest voraufgingen, also den Beschluß des alten Jahres machten, oder ihm folgten. Heutzutage werden sie in einigen Gegenden vor Weihnachten gefeiert, in den meisten aber von Weihnachten bis zum 6. Januar (heiligen Dreikönigstag). Auch in den zwölf Nächten mußte alle Arbeit ruhen, es durfte nicht gewaschen, gebacken, gefegt, es durfte kein Mist ausgefahren werden, sonst schickten die Götter dem Uebertreter der hei-

ligen Feſtordnung einen Wolf in die Heerde, Un
Krankheit, Unheil ins Haus. Man ſollte nicht
die Saat verdürbe, ſoweit der Schall gehört werd
allem aber war es verboten, den Obſtbäumen einen
rocken zu zeigen, kein Rad ſollte ſich drehen. E
mußten die Frauen ſchon vor dem Julfeſte den Ro
geſponnen haben. Denn die mütterlichen Göttinnen
Fricka, Berchta, Frau Harke u. ſ. w. zogen durch da
guckten in die Häuſer ein, ob auch alles in Ordn
und beſtraften die nachläſſigen Mägde, indem ſi
das Geſpinnſt beſudelten. In einigen Gegenden v
die Sitte wenigſtens, daß der Spinnrocken am Weih
tage neu angelegt und dann der Rocken während de
ten Stunde leer geſponnen wurde. Beſuchte nun Frau
die liebe Göttermutter, welche den Menſchen ein
der Häuslichkeit iſt, indem ſie ſelber ihr Bett m
daß die Federn, die Schneeflocken herunterfliegen,
deren himmliſchem Wolkenbrunnen der Storch n
deutſchem Glauben die Seelen der Kinder den geb
Müttern zur Erde brachte, beſuchte nun Frau Holda
in der Weihnachtsnacht ein Haus, wo der Spinnrod
voll Flachs ſtand, ſo rief ſie: So manches Haar, ſ
ches gute Jahr! Fand ſie aber bei einem zweiten
den Flachs nicht aufgeſponnen, ſo rief ſie zürnend:
ches Haar, ſo manches böſe Jahr!

Die zwölf Nächte ſelbſt galten für ein Abbild
menden Jahres. Jeder Tag dieſer Zeit bedeutet

Monat, und wie ſich das Wetter an ihm zeigte, erwartete man es in dem entſprechenden Monate.

So haben unſere heidniſchen Vorfahren ihr Weihnachtsfeſt begangen. Ihre Feier war heller lauter Dank für alle die irdiſchen Gaben, welche ihnen die Götter durch die erneuerte Gabe des Lichts geſpendet und ſelige Hoffnung kommenden Lenzes und glücklicher Zeit; dabei vergaßen ſie nicht, daß in ſittlicher Arbeit der Dank ſich bewähren müſſe, um ein rechter und echter zu ſein*). Aus ihren Feſtgebräuchen aber leiten ſich vielfache Volksſitten ab, welche noch heute in der Weihnachtszeit auf den Straßen und Märkten geübt werden und in denen wir für gewöhnlich den ſinnigen Gedanken nicht mehr erkennen, aus welchem ſie hervorgegangen ſind. Doch iſt das deutſche Heidenthum nicht die einzige Quelle unſerer volksthümlichen Weihnachtsfreuden. Die erhabenen und beſeligenden Ideen des Chriſtfeſtes haben dazu ebenfalls in hohem Maße beigetragen.

Das ganze Leben des vorchriſtlichen Alterthums ruhte auf der Grundlage der ſinnlichen Natur, in ihr hatten die Menſchen ihre Genüſſe geſucht, alles Geiſtige war ihnen nur eine Verklärung der körperlichen Erſcheinung. Da waren die frommen Juden gekommen und hatten den

*) Wer genauere Aufklärung über den Glauben unſerer Vorfahren und über die daraus übrigen lieblichen Sagen und mannigfachen Gebräuche unſeres heutigen Volkes wünſcht, findet ſie in dem Buche: „Die Götterwelt der deutſchen und nordiſchen Völker von Wilhelm Mannhardt. Berlin 1860.“

Glauben an einen unsichtbaren, ewigen und gerechten Gott in harten Kämpfen vertheidigt; gottbegeisterte Propheten hatten in den Zeiten immer wachsender äußerster Noth und Bedrängniß die Idee dieses Gottes immer reiner und geistiger verkündigt und die Hoffnung immer stärker und lebendiger ausgesprochen, daß das Reich des Ewigen (Jahve) über alle Feinde siegen werde, den Gottesfürchtigen aber und Standhaften aufgehen werde die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter ihren Flügeln (Mal. 4, 2.). Und Christus erschien und warf in die verdorbenen und trostlosen Zustände der morgenländischen, griechischen und römischen Welt den Strahl eines neuen, alles Bisherige umgestaltenden Lebens. „Ich bin das Licht der Welt", durfte er sagen (Joh. 8, 12.). Die war die frohe Botschaft, das Evangelium, welches es den Menschen verkündete: Nicht in der sinnlichen Natur, nicht in den Reizungen der Lust, nicht in Eigennutz, Hoffahrt und Selbstgerechtigkeit ruht das echte Glück, nein, in den Trachten nach dem Geistigen, nach Gott. „Gott ist ein Geist und ihr sollt ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Ueber der sinnlichen Schöpfung muß sich das Reich Gottes, ein Reich des Geistes, erheben; dazu muß alles neu werden, alle Dinge müssen geistig aufgefaßt, in geistige und sittliche Beziehungen gesetzt werden. Es ist das gleichsam eine Neuschöpfung der Welt. Vor Allem aber muß der alte nur dem Sinnlichen, Irdischen und Aeußerlichen ergebene, den materiellen Gütern nachjagende, selbstsüchtige Mensch ein anderer, ein geistiger, ein wieder-

geborener werden und in jedem Blutstropfen geläutert und geheiligt der Wahrheit und Gerechtigkeit leben. Dann erſt iſt er ein wahrer Menſch, Gottes Ebenbild. Das iſt aber nur möglich, wenn er ſeinen früheren unvollkommenen Zuſtand erkennt und tief innerlich empfindet; nicht aus ſchwer empfundenem Pflichtgefühl, ſondern aus Liebe, d. h. dem innerſten Kerne des erneuten geiſtigen Weſens, fließt ihm dann die Kraft der Selbſtüberwindung zur Tugend. Alle Menſchen, Arme und Reiche, Herren und Knechte, Starke und Schwache, jedes Standes und jedes Volkes ſind gleicherweiſe zur Theilnahme am Reiche des Geiſtes, am Reiche Gottes berufen; da gilt kein Unterſchied der Perſon, alle können und ſollen die ſittliche Vollkommenheit, die Kindſchaft Gottes erſtreben und darum als Brüder ſich lieben, achten und behandeln. So aber gewinnt die Menſchheit ein Glück, einen Frieden, eine Ruhe tief im Gemüthe, welcher keine äußere Gewalt, kein Sturm und kein Drangſal etwas anhaben kann.

Das Chriſtenthum, die beſeligende Religion des Geiſtes der Liebe und des Friedens, eroberte ſich das römiſche Weltreich; nach drei Jahrhunderten war ihr Sieg entſchieden. Die Jünger Chriſti hatten „die frohe Botſchaft“ weiter getragen. Sie hatten Chriſtus verkündigt als den erſtgebornen Sohn Gottes, in welchem Gott ſelbſt lebendig geworden, in dem alle Menſchen Kinder Gottes werden und Erlöſung von der Schuld und dem Unglück des bloß ſinnlichen, ungeiſtigen Lebens finden konnten, und ſie hatten ihn verkündigt als den erſten wahren Menſchen, „den

zweiten Adam", mit dem die neue Schöpfung des Gei
reiches begonnen. Das äußere Leben Chriſti war ih
unwichtig erſchienen oder ſie hatten wenig davon gew
Deshalb war über den Geburtstag Chriſti bald alle Ku
verſchwunden und nur aus der Tiefe gläubiger Myſtik l
vor waren Berechnungen möglich, welche von der ch
lichen Urzeit als hiſtoriſch zutreffende geglaubt wurden,
uns nur den Werth frommer Symbolik behalten hal
Zuerſt ſtellte die Kirche in Kleinaſien den ſechſten Jan
als Feſt der „Erſcheinung Gottes im Fleiſch" „Epiphanie
auf. Sie ging dabei von dem Gedanken aus, daß Chri
der zweite Adam an demſelben Tage geboren ſei, wie
erſte Menſch. Adam aber ging aus Gottes Hand
ſechſten Tage der Schöpfung hervor, deſſen Jahrestag
am ſechſten Tage des erſten Monats im jüdiſchen Kalen
beging, da im erſten Tage zugleich der erſte Werktag
feiert wurde. Durch einfache Uebertragung auf den er
Monat des römiſchen Kalenders gewann man den ſech
Januar als Geburtsfeſt Chriſti. Weitere Beweiſe für
Richtigkeit dieſer Annahme mußte ein Geſicht des P
pheten Ezechiel gewähren, welcher im dreißigſten Jahre
Exils im neunten Monat und am fünften T
den Himmel geöffnet ſah (Ez. 1, 1—3.). Hi
wollte man eine meſſianiſche Weiſſagung erkennen.
Chriſti Geburt hatte ſich auch der Himmel aufgethan

*) Schon im heidniſch-klaſſiſchen Sprachgebrauch wird Epiph
wie Theophanie von der Erſcheinung, Offenbarung eines Gott
menſchlicher Geſtalt gebraucht.

da das kleinasiatische Jahr vier Monate vor dem römischen mit dem Oktober begann, traf die Weissagung auf den fünften oder sechsten Januar zu.

Während ein Theil der christlichen Gemeinden im Orient die Epiphanien als wirkliches Geburtsfest Christi beging, feierten andere am sechsten Januar Christi Tauftag, an welchem nach Math. 3, 16 der Himmel sich über ihm geöffnet hatte. Vorzüglich doketische Sekten wie die Basilidianer huldigten dieser Ansicht, indem sie ausführten, daß erst durch das Niederfahren des heiligen Geistes bei der Taufe der Mensch (Jesus) zum Gotte geworden sei. Die Stimme von oben, welche sich über den Wassern des Jordan vernehmen ließ „das ist mein lieber Sohn“ bezeuge es, daß Jesus erst damals als Christus geboren sei.

Noch andere feierten im Epiphanienfeste zugleich das Geburtsfest des Heilandes und seine erste Wunderthat auf der Hochzeit zu Kana. Denn diese erfolgte, so rechnete man, als Christus gerade dreißig Jahr alt geworden war, mithin am Tage und in der Stunde seiner Geburt. Den meisten Gemeinden fiel die Feier der Geburt und der Taufe am sechsten Januar zusammen.

Eine solche gleichzeitige Feier verschiedener Momente aus dem Leben des Heilandes an einem Tage, schien jedoch der Bedeutung jedes einzelnen Eintrag zu thun und so ergriffen die Lehrer der morgenländischen Kirche am Ausgang des vierten Jahrhunderts gerne den Ausweg, statt es sechsten Januar den fünfundzwanzigsten Dezember als

Christi Geburtstag bei sich einzuführen, nachdem dieser E
im Abendlande schon längere Zeit als solcher Geltung er
langt hatte. Auch er war weder aus wirklich historischer
Tradition, noch willkürlich aufgestellt, sondern aus dem
Ideenkreise urchristlicher Theologie geschöpft. Der Prophet
Haggai, welcher Zeuge des zweiten Tempelbaues zu Je
rusalem durch Serubabel war, hatte am vierundzwan
zigsten Tage des neunten Monats ein Gesicht, worin
ihm die Verheißung zu Theil wird, die Herrlichkeit des
neuen, an diesem Tage gegründeten Tempels werde größer
sein, denn die des ersten gewesen, auf Dürre und Miß
wachs solle nun Segen folgen. Gott werde die Stühle
der Königreiche umkehren und die Fürstenthümer der Heiden
vertilgen, zur selbigen Zeit aber Serubabel erwählen und
wie ein Siegel halten. (Haggai 2, 10 fgg. 16 fgg.). Schon
jüdische Ausleger der letzten vorchristlichen Jahrhunderte
deuteten Serubabel in dieser Stelle als ein Vorbild des
Messias, die ganze Rede des Propheten als eine Weis
sagung auf diesen. Den Christen konnte eine solche Deu
tung um so weniger zweifelhaft erscheinen, als nach neu
testamentlicher Lehre Christi Leib der wahre Tempel, seine
Kirche mit ihren Gläubigen ein Haus des Höchsten war*).
Der rechte Tempel sollte nach Haggai's Prophezeihung
am fünfundzwanzigsten des neunten Monats gegründet

*) Vgl. Ev. Joh. 2, 19. Math. 26, 61. 1. Cor. 3, 16. 2. Cor. 6, 16. Der Kirchenvater Origenes sagte: „Von allen Tempeln ist der beste und köstlichste der reine Leib unseres Heilandes Jesu Christi."

d. h. der Meſſias, an dieſem Tage geboren werden. Dieſe Weiſſagung hatte ſich — dies war unzweifelhaft — in Chriſto hiſtoriſch erfüllt. Es kam nur darauf an zu beſtimmen, nach welchem Kalender jener Monatstag anzuſetzen ſei. Die älteſte Zeit zeigt uns auch im Orient verſchiedene Verſuche der Art. So wurde in Aegypten der fünfundzwanzigſte Tag des Pachon (April), des neunten Monats im ägyptiſchen Jahre, nach der Berechnung Anderer der fünfundzwanzigſte des Athyr (= 18te November) des neunten Monats vom Phamenoth aus angenommen, der der Zeit nach mit dem erſten Monat des jüdiſchen Jahres dem Kisleſ ſo ziemlich zuſammenfiel. Im Occident nahm man den März des römiſchen Kalenders zum Ausgangspunkte, da er mit dem Kisleſ korreſpondirte und gewann ſo den fünfundzwanzigſten Dezember als das, wie man glaubte, geweiſſagte und ſomit hiſtoriſche Datum der göttlichen Geburt. Die fromme Betrachtung war dann geſchäftig, durch weitergehende Symbolik noch neue Stützen und Beſtätigungen zu gewinnen. Indem man neun Monate vom fünfundzwanzigſten Dezember rückwärts zählte, elangte man auf den fünfundzwanzigſten März als Tag der mpfängniß. Dieſer Tag, nach altem Kalender der Früh-gsanfang, galt in manchen chriſtlichen Kreiſen als Geburts- der Welt und des Lichtes (1. Moſe 1, 3. 1, 11. 12.). nn die neuaufſprießenden Kräuter ſchienen mit Noth-bigkeit den Lenz als Schöpfungszeit zu bezeichnen. Mit iſto war die zweite, die geiſtige Weltſchöpfung ge-en, er war das wahre Licht, die Geiſtesſonne, das der

neuen Welt leuchten ſollte. Darum wurde ein tiefes Geheimniß göttlicher Weisheit in dem Zuge offenbar, daß der erſte Tag der kreatürlichen Schöpfung zuſammentraf mit dem Tage, da das Licht der neuen Welt zur Erde herabſtieg und bei der Verkündigung durch Engelmund Marien überſchattete. Andererſeits erſchien es als höchſt bedeutend, daß Chriſtus am fünfundzwanzigſten Dezember in den Tagen der Winterſonnenwende geboren war. „Gewiſſermaßen richtig, ſagte der heilige Chryſoſtomos, nennen die Leute dieſen heiligen Tag der Geburt des Herrn die neue Sonne und bewirken ſo durch ihren Gebrauch, daß Juden und Heiden darin zuſammenſtimmen. Wir nehmen dies gern an, weil mit der Geburt des Erlöſers nicht allein das Heil des menſchlichen Geſchlechts, ſondern auch die Klarheit der Sonne ſelbſt erneuert wird. Wie der Apoſtel ſagt, daß durch ihn erneuert werde alles, was ſowohl im Himmel als auf Erden iſt. Denn wenn die Sonne ſich verdunkelt, ſobald Chriſtus leidet, ſo iſt nothwendig, daß jene heller, denn gewöhnlich, ſtrahlt, wenn er geboren wird.“ Nur darum nehme die Sonne ſchon vor dem Beginn des neuen Jahres wieder zu, weil ſie ſich über den geborenen Erlöſer freue. Auch Gregor von Nyſſa führte aus, nicht zufällig und von ſelbſt beginne die Nacht der Finſterniß abzunehmen um die Zeit des Feſtes, welches in das menſchliche Leben das Ewige ſcheinen laſſe, ſondern die Schöpfung offenbare durch dieſe Erſcheinungen den Aufmerkſameren ein Myſterium. Denn die Nacht der Sünde

hatte ihr Aeußerstes erreicht, als das neue Licht, Christus, kam und die Finsterniß schwinden machte.

Die Uebertragung des occidentalischen Christfestes am fünfundzwanzigsten Dezember auf den Orient wurde durch die arianischen Streitigkeiten begünstigt, welche am Ausgange des vierten Jahrhunderts die gesammte orthodoxe Kirche gefährdeten. Denn die Anhänger des Arius, welche in Christo nur menschliche Natur anerkannten, betonten den sechsten Januar als Tauftag, so daß daneben die Feier der Geburt gar nicht zum Rechte kam. „Alle diejenigen, sagte Euthymius, welche Christi Geburt bezweifeln und das Mysterium der wahren Menschwerdung verwerfen, feiern an einem Tage Geburt, Taufe und Ankündigung". Gerade hierdurch fanden die rechtgläubigen Lehrer des Morgenlandes sich bewogen, gewiß nicht ohne den wesentlich bestimmenden Einfluß des kräftigen, orthodoxen Kaisers Theodosius, mit Beibehaltung des Epiphanienfestes als Tauftag, das Christfest des Abendlandes anzunehmen und durch eine abgesonderte Feier der fleischlichen Geburt Jesu als des Sohnes Gottes ihren dogmatischen Anschauungen im Gegensatz zu den arianischen Zweifeln an der Trinität einen prägnanten Ausdruck zu geben. So ist denn der fünfundzwanzigste Dezember zuerst um das Jahr 376 in Konstantinopel und Antiochien und 431 in Alexandrien, alsdann schrittweise weiter im Morgenlande eingeführt. Nur die Armenier schlossen sich nicht dem Vorgange ihrer Mitchristen an. Noch im Jahre 506 rechnete die Synode zu Agatha das Weihnachtsfest

unter die großen Feste, welche nur in den Städten u
Pfarrkirchen begangen werden durften. Aber bald wurd
das Fest immer allgemeiner und dem Herzen der Gläu
bigen lieber. Es schloß sich an die Weihnachtsfeier ei
ganzer Festcyklus an, der mit den vier Adventssonntage
begann und „zwölf Tage“ nach dem Christfeste am sechste
Januar mit dem Feste der Erscheinung endigte.

Die Ausbildung dieses Festcyklus in allen seinen Ein
zelheiten erforderte jedoch geraume Zeit. Erst im sechste
Jahrhundert begegnen uns sichere Zeugnisse über die Feie
der Adventszeit in den Festsetzungen des Concils zu Le
rida in Spanien 524 und in den Homilien des Bischof
Cäsarius von Arles († 543.) Letzterer redet zu seine
Zuhörern von dem Ernste der kirchlichen Vorbereitungs
zeit auf den Geburtstag des Herrn. Denn dieser se
gleichsam eine geistliche Hochzeit, wo sich Christus mi
der Menschenseele oder der Kirche, seiner Braut, vermähl
Am Weihnachtstage wächst auf der Erd
und die Gerechtigkeit schaut vom Himmel (Ps. 85, 12)
Der Bräutigam, der Logos Gottes, geht aus der Kamme
(d. h. dem jungfräulichen Schoße) mit seiner Braut, de
Kirche hervor d. h. er nahm einmal menschliche Gestal
an. Zu dieser so heiligen Hochzeit ist die Gemeinde ge
laden; sie müsse sich durch Keuschheit, ehrbaren Wande
verstärkte Almosen und häufigen Kirchenbesuch darauf vor
bereiten. So war ernste Weihe und stilles Bereiten au
das heilige Mysterium der Weihnacht der Charakter de
Adventswochen. Sie wurden in der kirchlichen Praxis z

einer Fastenzeit, in welcher man in Zurückgezogenheit von allen weltlichen Lustbarkeiten den kommenden Wundern entgegenharrte. Schon das Concil zu Lerida verbot alle Hochzeiten bis zum Epiphanienfeste; die Synode zu Tours (567) schrieb den Mönchen tägliches, die Synode zu Macon (582) den Laien viermaliges Fasten in der Woche (Montags, Mittwochs, Freitags) vor, und später noch, z. B. auf den Kirchenversammlungen zu Aachen 836, zu Seligenstadt 1022 wurden derartige Bestimmungen wiederholt eingeschärft. Um den feierlichen Ernst dieser Vorbereitungszeit recht anschaulich auch in Aeußerlichkeiten auszuprägen, ließ man beim Gottesdienste in den Adventswochen das freudige „Gloria in excelsis!“ (Ehre sei Gott in der Höhe) und „Te deum laudamus“ (Herr Gott dich loben wir) in der Messe fort; die Bilder wurden verschleiert, die Orgel verstummte, die Altäre und Tempelwände zogen violetten Behang an. Violet war die Farbe der Kirchentrauer. In Gewändern von dieser Farbe verrichteten denn auch die Priester das Amt. Erst am letzten Adventssonntage traten die lebhaften Farben der Freude, zunächst rosige Gewänder und Decken, an die Stelle. Auch noch der Protestantismus hielt lange Zeit nach der Reformation den Charakter des Bußernstes in der Adventsfeier fest. Die Frauen und Mädchen fanden sich schwarzgekleidet zum Gottesdienste ein, ein Buß- und Bettag wurde in jenen Wochen gehalten und für Trauungen und Hochzeiten war geschlossene Zeit (tempus clausum.)

Die griechische Kirche beginnt ihre Adventszeit stets

mit dem 14. November als Beginn des vierzigt
Faſtens; ſo daß dieſelbe 6 Wochen dauert; im ü
hebt ſie die Feier nicht beſonders hervor und unte
während derſelben nicht die fortlaufende Vorleſun
Erklärung des Evangeliums Lukas an den Sonn
Am Sonnabend vor dem letzten Adventſonntage
wird der Hymnus der drei Männer im feurigen O
ſungen als ſinnbildlicher Ausdruck des Nothſchreie
Menſchheit nach Erlöſung aus der Beängſtigun
Sünde; ja in einigen Orten (z. B. zu Moskau
Nowgorod) ſchaltete man ehedem am Sonnabend
Sonntag vor Weihnachten ein theatraliſches Feſtſpi
bei welchem ein Ofen vor den Altar geſetzt wurde.
Knabe, welcher den Nebukadnezar vorſtellte, verur
drei andere Knaben zum Feuertode; ſie ſtiegen i
Ofen und ſtimmten jenen Lobgeſang an.

In der abendländiſchen Kirche machte man urſp
lich ebenfalls mit dem Martinstage (11. Novembe
Anfang der Adventszeit, aber Gregor der Große
bis 604) und Abt Berno ſetzten 4 Wochen als I
Zeit der Adventsfaſten feſt, ſo daß dieſelben frü
mit dem 26. November beginnen, d. h. 3 Woche
der Woche, in welche Weihnachten fällt. Jedoc
man im Mittelalter den vier Adventsſonntagen,
bald vorwärts nach Weihnachten zu, bald umgekeh
dieſem Feſte rückwärts gezählt wurden, noch einen f
als Prolog (praeparatio adventus) voraufgehen.
aller Abkürzung des äußeren Umfanges der Adve

verlieh die abendländiſche Kirche derſelben eine tiefere Bedeutung, indem ſie ihre Sonntagstexte in die engſte Beziehung zur Feier des heiligen Geburtsfeſtes ſetzte und durch Predigt und Kultus das Kommen des Erlöſers der Gemeinde vorführte.

Dieſelbe ſollte in geſchichtlicher Rückerinnerung mit durchleben die Friedeloſigkeit des heidniſchen Zeitalters, welches in Finſterniß der Sünde und des geiſtlichen Todes ohne Chriſtum befangen war, und zugleich lebhaft von dem ſinnlichen Eindrucke der Jahresnacht angeregt das troſtloſe nächtliche Dunkel ſich vergegenwärtigen und tief empfinden, von welchem ohne das Licht aus der Höhe das eigene Gemüth umſchattet wäre. Aber durch dieſe Stimmung ſollte ahnungsreich wie Morgenglockenklang die glaubensfrohe Sehnſucht der altteſtamentlichen Propheten und die zuverſichtliche Erwartung hindurchklingen, daß der Erſehnte nahe. Die Predigt des erſten Adventstages begann deshalb mit der Perikope vom Einzuge Chriſti in Jeruſalem, (Math. 21, 1—9) indem man dieſe Erzählung myſtiſch-allegoriſch deutete auf das Nahen des Weltheilandes zum neuen geiſtigen Jeruſalem, d. h. zum großen und weiten Schauplatze, auf welchem er das Gottesreich ſtiften wollte, Himmel und Erde geiſtig umgeſtaltend, die Gottesverehrung aus den Banden der Sinnlichkeit befreiend (Jeſ. Kap. 60. 66, 10 fgg. Gal. 4,26). Hiermit in Einklang verkündigt die Feſtepiſtel (Röm. 13, 11—14), daß die Nacht vergangen, der Tag herbeigekommen und das Heil nahe ſei und verbindet damit die

Aufforderung an das Menschenherz, vom Schlafe a
ſtehen, die Werke der Finſterniß abzulegen, anzulegen
Waffen des Lichtes und Chriſtum anzuziehen. Die Pe
pen des zweiten Adventſonntages erweitern den Geſichts
der andächtig feiernden Gemeinde und laſſen ſie in
ferne, verheißungsreiche Zukunft am Ende der Tage bli
in welchen (Röm. 15, 4—13) alles Volk der Erde
frohen Botſchaft vom Heile Ohr und Herz erſchli
und Chriſtus als Vollender wiederkommen werde,
weltrichtend das ausſchließliche und ewigſelige Königt
Gottes nun auch äußerlich und ſichtbar in die Erſ
nung zu ſetzen, zum Abſchluſſe ſeiner menſchlichhiſtori
Entwickelung zu bringen. Dieſes Nahen Chriſti
Vollender ſeines meſſianiſchen Werkes erſcheint als das
erhabene Ziel, auf welches die Erſcheinung des Heila
im Fleiſch abzweckte und ohne welches das erſte Kom
in ſeiner ganzen Tiefe nicht verſtanden werde. Daher
ſchäftigt ſich der Evangelientext des zweiten Adventſ
tages (Luc. 21, 36) mit den Zeichen, woran man erke
wann unter gewaltiger Wiedergeburt Himmels und
Erden „die Erlöſung nahe", „das Königreich des H
nahe ſei." Von der Höhe reiner Idee wurde die Geme
an den beiden letzten Sonntagen der weihnachtli
Vorbereitungszeit in die geſchichtliche Wirklichkeit der
Auftreten des Heilandes voraufgehenden Zeit, in
Wirkſamkeit Johannis des Täufers zurückgeführt d
die Predigttexte Math. 11, 2—10. Joh. 1, 19—28.

Den höchſten Aufſchwung erlangte die Feier der

bereitung acht Tage vor Weihnachten. Dann nahmen die Frühmeſſen ihren Anfang, welche von dem Eingange (introitus) „Thauet (rorate) ihr Himmel von oben und regnet ihr Wolken Gerechtigkeit. Die Erde thue ſich auf und bringe das Heil“ (Jeſ. 44, 45)*) Roratemeſſen genannt wurden. Vor Tagesanbruch ſieht man lange Züge Andächtiger mit Laternen und Fackeln zur feſtlich erleuchteten Kirche ziehen. Selbſt die Kinder, ſagt ein Berichterſtatter, laſſen ſich weder durch Schnee und Eis, noch durch Wind und Regen abſchrecken ihre Eltern zu begleiten und namentlich in gebirgigen Ländern gewährt es einen eigenthümlichen Reiz an dem Roratemorgen herauszuſchauen, wie bald da, bald dort die Fackeln und Laternen der von den Bergen herabſteigenden Landleute ſichtbar werden und dieſe bald in langen Reihen, bald in Gruppen mit ihren Lichtchen über den Schnee hingleiten.

Dämmerte dann der Morgen des vierten Adventſonntages endlich herauf, ſo wurde die chriſtliche Gemeinde in den Vorgang der Feſtgeſchichte durch dramatiſchlebendige Vergegenwärtigung der Verkündigung mitten hineingeſetzt. In manchen Kirchen zogen nach Beendigung des Pſalmengeſanges der Diakon und Subdiakon mit den Akoluthen (Altardienern) in Proceſſion zum Pulte, mit weißen Gewändern angethan und Lichter und Weihrauchfaß in den Händen. Dort las der Diakon das Evangelium (Luc. 1, 26: Missus es angelus Gabriel a deo.

*) „Rorate coeli desuper et nubes pluant justum, aperiatur terra et germinet salvatorem.“

Und es wurde von Gott gesandt der Engel Gabriel.) nebst einer stehenden Festbetrachtung. Hierauf zündete er die Kerzen des Altars an und er und der Subdiakon setzten sich und verharrten schweigend, bis ein Akoluth die Lichter des ganzen Chores angezündet hatte. Mit diesen Ceremonien wollte man den Hergang der Verkündigung andeutend darstellen. Der Diakon nämlich sollte den Engel vertreten, die Räucherung im Chore die Umschattung vom heiligen Geiste und die feierliche Stille die Bangigkeit der Jungfrau und ihr Nachdenken über den Gruß des Engels ausdrücken. In anderen Kirchen z. B. in der St. Magdalenenkirche zu Besançon antwortete eine schöngekleidete Jungfrau dem Diakon, welcher vom festlich erleuchteten Altare die Worte des Engels vortrug, mit den Worten der h. Maria.

Aus den nächtlichen Zusammenkünften der ersten Christen während der Verfolgungszeit hatten sich die Vigilien oder Metten entwickelt, Gottesdienste, welche in der Nacht vor Ostern und Pfingsten, endlich auch vor dem Christfeste besonders heilig gehalten wurden. Man betrachtete sie als eine Nachfolge Christi, der die ganze Nacht im Gebete zugebracht. So sagt der h. Ambrosius. Chrysostomus äußert über sie: Geh' in die Kirche und sieh, wie die Armen von Mitternacht an bis zum Anbruch des Tages verharren. Sieh da die heilige Nachtfeier, welche die Nacht mit dem Tage verbindet. Sieh' da wie das Volk Christi sich weder am Tage, noch in der Nacht, vor der Tyrannei des Schlafes, noch vor dem

Drucke der Armuth fürchtet. Durch dieſe ununterbrochenen Gebetsſtationen ahmt ihr die Chöre der Engel nach und bringt Eurem Schöpfer ohne Unterlaß das Opfer Eurer Lobgeſänge dar. O wunderbares Gnadengeſchenk Chriſti! Oben ſtimmen die Engelheere ihren Lobgeſang an und in den Verſammlungen auf Erden wiederholen die Menſchen dieſen Lobgeſang. Oben erſchallt das „Dreimal Heilig!“ der Seraphim und unten läßt die Menge der Gläubigen es zurückerſchallen. Die Himmliſchen und Irdiſchen verſammeln ſich zu einer gemeinſchaftlichen Feſtfeier; es iſt ein Dank; eine Freude, ein froher Chorgeſang.“ Dieſen Gedanken gemäß geſtaltete ſich die Feier der Vigilien ſeit dem vierten Jahrhundert überaus glänzend, zumal diejenigen der Weihenacht. Denn in der Nacht war ja Chriſtus geboren. „Bedenkt, ſo ſagte der h. Bernhard, wie groß das heutige Feſt iſt; es beherrſcht die Nacht; den Himmel erfüllt es von der Erde. Denn die Nacht war wie der Tag erleuchtet und ein plötzliches Licht umblitzte die Hirten, daher wißt ihr, wo der Anfang des Feſtes iſt. Die Freude, welche die Engel ſchon hatten, wird als zukünftig allem Volk verkündiget. Darum wird dieſe Nacht vor allem feſtlich begangen mit Pſalmen, Hymnen und geiſtlichen Geſängen. Namentlich in dieſen Vigilien muß man ohne Zögerung glauben, daß ſeine himmliſchen Fürſten anſchlagen den Ton der Pſalmen in Mitten der paukenanſchlagenden Jungfrauen.“ — Zur Weihnachtsvigilie prangten die Kirchen

in feſtlichem Schmucke, mit prächtigen Teppichen waren die Wände behangen, die Altäre ſtrahlten wieder von Gold und Edelgeſtein der koſtbarſten Tempelgeräthe; die Prieſter trugen die beſten Meßgewänder und die Vorſänger rothe Kappen. Der Lektor verlas die Erzählung von der Geburt des Heilandes nach dem Mathäus (Ev. Math. 1, 18—21.) Sobald dies geſchehen war, warf ſich das Volk zur Erde und ſprach, während die Orgel verſtummte: „Ruhm dir Herr, der du von der Jungfrau geboren biſt.“ Von den Weihnachtsvigilien ſind auch in den proteſtantiſchen Kirchen noch vielfach die Chriſtmetten übrig geblieben, ja wo ſie eingegangen waren als Abendgottesdienſt am h. Abend wieder eingeführt. An einigen Orten, z. B. in Gr. Oſchersleben und Kl. Germersleben (Prov. Sachſen) iſt dabei die Kirche mit außerordentlichem Lichtglanze geſchmückt. Ein großer Kronleuchter mit vielen brennenden Kerzen hängt von der Decke herab; auf dem feſtlich erleuchteten Altar iſt das Kreuz mit angezündeten Wachslichtern geziert und acht große Chriſtbäume ſtehen zur Seite und verbreiten um ſich ein Feuermeer. Zu St. Blaſii in Nordhauſen treten drei Chorſchüler, die Engel genannt, mit Wachskerzen in den Händen an die Eingänge zum hohen Chor; zwei von ihnen ſingen das neunte meſſianiſch-prophetiſche Capitel des Jeſaias, der eine lateiniſch, der andere deutſch; der dritte trägt die Feſtgeſchichte vor; worauf mit Antiphone, Collekte und Segen ohne Predigt der Gottesdienſt ſchließt. Außer den zahlreichen Kerzen auf Kronleuch-

tern, Emporen, Kanzeln und Altären hält jedes Kind in den Händen ein Licht.

Drei Meſſen, die eine in der vorgerückten Nacht, die zweite bei Tagesanbruch (in aurora), die dritte am Tage, bezeichneten in der katholiſchen Kirche die Feier des Weihnachtsfeſtes. Jetzt brauſte mächtiger Orgelgeſang, während vollſtändige Chöre das Gloria, Alleluja und Credo ſangen. Die Kirche legte ihren höchſten Schmuck von Teppichen und koſtbaren Geräthen an. In der Peterskirche celebrirt der Papſt ſelbſt. Auf dem Hochaltar prangen goldene Kleinodien, mit Edelſteinen beſetzt, Kruzifix, Tiara, Ornat und kleine Bildſäulen der Hauptapoſtel. Umgeben vom ganzen glänzenden Gefolge des Klerus und dienender Edeln, von Garden geleitet, geht der heilige Vater zur Kirche, Trompetenfanfaren begrüßen ihn, die Sixtiniſche Kapelle empfängt ihn mit himmliſchem Geſang. Das Volk ſinkt auf die Knie und der Papſt ertheilt den Segen.

An die Feier des Weihnachtsfeſtes ſchloſſen bereits in ziemlich früher Zeit, daſſelbe vervollſtändigend, die Feſte des erſten Märtyrers Stephanus, des Apoſtels und Evangeliſten Johannes und das der unſchuldig in Bethlehem gemordeten Kinder an. Am Ende des vierten Jahrhunderts beging nach Gregor von Nazianz († 394) die orientaliſche Kirche unmittelbar hinter dem Weihnachtstage (d. h. wohl Januar 7. oder ſchon December 26.) den Gedächtnißtag des erſten Blutzeugen. Im Abendlande wurde dieſe Feier erſt einige Jahrzehnte ſpäter allgemein. Die Einrichtung derſelben in Hippo

Reg., der Kathedrale des h. Auguſtinus, erfolgte im Jahre 424—425. Die alte Kirche faßte den Tod der Gläubigen als die wahre Geburt zum ewigen Leben und feierte deshalb die Sterbetage ihrer Heiligen gradezu als die Geburtstage (dies natales) derſelben. Chriſtus war auf Erden geboren, damit die Seinen im Himmel geboren würden; er betrat die Welt, damit dieſe den Himmel betreten dürften, er der Gottesſohn wurde Menſchenſohn, damit die Menſchen Gottesſöhne würden. Unter allen Gliedern der jungen Chriſtengemeinde iſt Stephanus (Apoſtelgeſch. 6. 7.) zuerſt gewürdigt, durch die Bluttaufe der Steinigung ſeine geiſtliche Wiedergeburt zu bewähren, und in der Herrlichkeit des Jenſeits, die er in prophetiſcher Verzückung ſchon während ſeiner Rede vor dem hohen Rathe Jeruſalems geöffnet ſah, als Kind Gottes einzugehen. Er iſt im Leiden Chriſtus der nächſte geworden. Feiern wir darum zu Weihnachten die Geburt des Herrn, des Gottesſohnes, weil er durch ſeine Menſchwerdung ſich erniedrigte und uns ähnlich ward, ſo ſei es billig, den Knecht gleich nach ihm zu feiern, weil er durch ſeinen Tod im Leiden und himmliſcher Geburt als erſtes Gotteskind Chriſto ähnlich, mit ihm verbunden aus der Niedrigkeit zur Herrlichkeit erhoben ward. In derartigen Gedanken bewegen ſich die Predigten der alten Kirchenlehrer, z. B. des h. Auguſtin (353—429) und des Biſchofs Fulgentius zu Ruspa (468—533) am Geburtstage des Märtyrers Stephanus (fr. St. Etienne) und geben uns damit einen Fingerzeig, von welchen Er-

wägungen die Stiftung des Stephantages als zweiter Feſttag (feria secunda) der Weihnachten ausging. Der Name Stephanus (Kranz) ward zu einem Symbol für den erſten Siegespreis, die erſte Krone des Lebens, welche Chriſtus einem Streiter ſeines Reiches verliehen. Darum beginnt die Liturgie am Stephanstage mit dem Introitus:

Chriſt, den gebornen,	Christum natum,
Der den erkornen	qui beatum
Stephanus krönte,	coronavit Stephanum,
Kommt zu verehren.	venite adoremus.

Und wiederum beging die Kirche am Chriſtfeſte zuerſt die Feier der höchſten Liebe. Denn alſo hatte Gott die Welt geliebt, daß er den Tod des Sünders nicht wollte, ſondern in Knechtsgeſtalt herabſtieg, den Menſchen zu helfen. Und an Chriſti, an der ewigen Liebe Bruſt hatte der Lieblingsjünger Johannes gelegen, der Apoſtel der Liebe; er, der bereit war mit dem Meiſter zu ſterben, als alle andern flohen, und der als hochbetagter Greis zu Epheſus, da er keinen Vortrag mehr halten konnte, in jeder Verſammlung nur immer die Worte wiederholte: „Kindlein, liebet euch untereinander.“ Denn das ſei des Herrn Gebot und damit werde Alles erreicht. Johannes, ſo ſagte man, ſei nie verheirathet geweſen, und hätte von ſinnlicher Liebe nichts gewußt. Ihm, dem jungfräulichen, empfahl der Heiland ſterbend die Jungfrau, ſeine Mutter. So war es denn ein naheliegender Gedanke den dritten Weihnachtstag Johannes dem Evangeliſten zu weihen. Die älteſte Predigt auf dieſen Feier-

tag, deren Echtheit beglaubigt ist, finden wir jedoch erst bei dem angelsächsischen Presbyter Beda Venerabilis. (677—738.)

Weit älter dagegen ist die Begehung des Gedächtnisses der unschuldigen Kinder von Bethlehem im Gefolge des Weihnachtsfestes (d. h. Anfangs Jan. 6., später Dec. 28.) Die Kirchenväter Prudentius, Augustinus, Leo, Fulgentius u. A. kannten den unschuldigen Kindertag noch als zusammenfallend mit dem Epiphanienfeste, erst weiterhin wurde die Verlegung auf den 28. Dec. allgemeiner. Im Wesentlichen bewegten dieselben Empfindungen, wie am Stephanstage, die Seele der Feiernden bei dieser kirchlichen Erinnerung an die Erstlinge der Geopferten, in denen Christus schon Märtyrer fand, als er noch sprachlos an der Mutter Brust lag und selbst noch nicht gelitten hatte. Sie, die noch nicht sündigen konnten, starben um den, der niemals sündigte. Dem Gegenstande gemäß nahm das Gefühl der Gläubigen hier eine eigenthümliche Weichheit und Zartheit an. „O selige Kinder", sagt der h. Augustin in einer Predigt an jenem Tage, „o selige Kinder, erst geboren, niemals versucht, noch nicht kämpfend und doch schon als Sieger gekrönt. Wer bei eurem Leiden für Christus an eurer Krone zweifeln könnte, der müßte auch glauben, daß die Taufe Christi den Kindern keinen Vortheil bringe". Und der in der römischen Kirche am Tage der unschuldigen Kinder gesungene alte, von Prudentius verfaßte Hymnus enthält die lieblichen Worte:

Ihr Blüthen der Blutzeugenſchaft,
Heil euch! die bei des Morgenroths
Anbruch des Herrn Verfolger brach,
Wie Roſenknospen Sturmgewalt!
Ihr erſten Opfer, zarte Schaar
Der um den Chriſt Getödteten,
Mit Palmen und mit Kronen ſpielt
In Unſchuld Ihr um Gottes Thron.
Preis ſei dir Jeſu! u. ſ. w.

Salvete flores Martyrum,
Quos lucis ipso in limite
Christi insecutor sustulit,
Ceu turbo nascentes rosas!
Vos prima Christi victima
Grex immolatorum tener
Aram sub ipsam simplices
Palma et coronis luditis.
Jesu tibi sit gloria etc.

In der bei Gelegenheit unſeres Feſtes gebräuchlichen
tion aus Auguſtinus werden die unſchuldigen Kindlein
die erſten auskeimenden Knospen der im Winter des
ldenthums lebendig werdenden Kirche gefeiert (primae
mpentes ecclesiae gemmae;) der erſte Nachtfroſt der
rfolgung tödtete ſie.

Eine Feier der Beſchneidung und Namengebung Jeſu
t Tage nach dem Geburtsfeſt (1. Januar) iſt ſeit dem
enten Jahrhunderte nachweisbar.

Den Beſchluß des kirchlichen Weihnachtscyclus machte das Epiphanienfeſt (6. Januar), welches zwar aufgehört hatte Geburtstagsfeſt Chriſti zu ſein, aber fortfuhr die Erinnerung an die drei Weiſen aus dem Morgenlande, das Wunder der Hochzeit zu Kana und die Taufe Chriſti in ſich zu vereinigen. (Vgl. o. S. 78 fgg.) In der griechiſchen Kirche hielt man vornehmlich die Bedeutung der Epiphanien als des Tauftages Chriſti feſt. Da wurde zuerſt in der Nacht, in ſpäterer Zeit am Vorabend vom Prieſter unter dem ſtrahlenden Glanze vieler bemalter Lichter heiliges Waſſer geſchöpft. In den Offizien, die dabei zur Anwendung kommen, bildet die Prophetenſtelle Jeſ. 12, 3 den Mittelpunkt: „Ihr werdet mit Freuden Waſſer ſchöpfen aus den Quellen des Heils.“ Chriſtus hatte durch ſeine Taufe das Waſſer geheiligt, ſymboliſch ſchöpfte man an ſeinem Tauftage den heiligen Geiſt. Die alte Kirche, welche nur an gewiſſen hohen Feſttagen eine Taufe geſtattete, hielt deshalb auch das Epiphanienfeſt als beſonders geſegnete Taufzeit hoch in Ehren. Durch Uebertragung ward in den Zeiten der Völkerwanderung vorzüglich in England und Frankreich die Taufe zu Weihnachten beliebt, während noch im Jahre 398 der Papſt die Spanier tadelte, daß ſie dieſes Feſt wie Epiphania zur Taufzeit gewählt hätten.

Das Epiphanienfeſt ſchloß nicht allein den Cyklus der Weihnachtszeit in engerem Sinne ab, ſondern bildete auch den Schlußſtein der engeren zwölftägigen Freudenzeit, (Dodecaêmerón) welche mit dem Weihnachts-

age begann. Schon im 4. Jahrhundert begegnen uns ieſe kirchlichen Zwölften bei Ephraim, dem Syrer, als ine ſtehende Einrichtung; die Synode zu Tours im Jahre 567 beſtätigte ſie. Während dieſer zwölf Tage urfte in der griechiſchen und lateiniſchen Kirche nicht aſtet werden. Noch iſt die Unterſuchung darüber icht abgeſchloſſen, in welchem Verhältniß dieſe chriſtichen Zwölften zu den Twelf nights des Heidenthums ehn, von denen S. 73 die Rede war.

Innerhalb des auf dieſe Weiſe abgeſchloſſenen weihachtlichen Feſtcyclus traten außer den angeführten Feſtagen noch die Gedenktage einiger Heiligen bedeutſam ervor, deren Erinnerung während der Adventswochen egangen wurde, ohne von Anfang an in organiſchem Zuſammenhang mit denſelben zu ſtehen. Als ſolche ſind u nennen die Tage des h. Andreas 30. November, des . Nicolaus 6. December und des h. Thomas 21. December.

Der Apoſtel Andreas (Joh. 1, 40—44) galt für den lteren Bruder des Petrus und überhaupt für den zuerſterufenen Jünger Chriſti (πρωτόκλητος). Es iſt daher ein Wunder, daß er zu den Lieblingsheiligen des Mittelalters gezählt wurde und im Kultus wie in der Legende ine enge Gemeinſchaft mit der Mutter und erſten Jüngerin des Herrn, der Maria einging, weshalb ihn die Jungfrauen in der Vigilie ſeines Tages als Eheprokurator anriefen.

St. Nicolaus ſoll Biſchof von Myra in Lycien ge-

weſen ſein und beim großen Concile von Nicäa 325 mi
gewirkt haben; über ſein Leben ſteht aber ſo gut w
gar nichts geſchichtlich feſt und alle Nachrichten darüb
verlieren ſich in mythiſches Dunkel. Um ſo reich
wucherte die Legende, welche ihm zahlloſe Wunder u
milde Thaten erbarmender Liebe zuſchrieb. Er ſo
Stürme beſchwichtigt, Getreide vermehrt haben. Gefa
gene Soldaten befreite er, drei blutjunge Mädchen v
zarter Schönheit, welche ihr Vater in einer Hungersno
der Schande preisgeben wollte, erlöſte er, indem er jed
in verſchwiegener Nacht einen Beutel voll Gold durch
Fenſter hineinreichte. Die chriſtliche Kunſt wandelte di
Gabe ſinnig in 3 goldene Aepfel, in die Aepfel vo
Baume des Lebens, weil der Heilige den Jungfrau
das Leben der Seele rettete. Ein andermal erfuhr
durch ein Geſicht, daß ein Wirth zwei junge Knaben a
Habſucht ermordet und ihre Glieder in einer Tonne m
geſalzenem Schweinefleiſch verſteckt habe. Er eilte hin
brachte den Wirth durch Vorſtellung und ſeelſorgeriſ
Zurede zur Reue und Buße, und ſiehe, auf das Gebet d
Heiligen fügten ſich die zerſtückelten Körper der Knab
wieder zuſammen und gewannen Leben. Der Biſch
ſegnete ſie und ermahnte ſie, Gott für ihre Rettu
durch ein frommes Leben zu danken. War es ande
möglich, als daß ſolche den Charakter des Heiligen i
Lichte reinſter Menſchlichkeit darſtellende Erzählungen ü
zu einem Lieblinge des Volkes machten; zumal aber ſein
Ruf als Freund und Beſchützer der Kinder weit v

weiteten? Und ist es wunderbar, daß in einer Festzeit, welche die Erweisungen der höchsten Liebe durch ein vom Himmel herabgestiegenes Kind feierte, die Erinnerung an die erbarmende Bruderliebe und die Kinderfreundlichkeit des alten Bischofes von Myra in ein helles Licht trat und dem Tage desselben eine hervorragende Stellung in der populären Festfeier zu Theil wurde?

Auf den 21. December fiel der Gedenktag des Apostels Thomas, dem die Sage die Mission in Indien und Persien zuschreibt, wo er auch die h. drei Könige getauft haben soll.

Alle diese Festtage fielen in den Bereich der weihnachtlichen Feierzeit, welche mit dem ersten Advent begann und mit dem Epiphaniasfest endigte. Seine volle Bedeutung erhielt dieser Festcyclus jedoch erst als er folgerichtig den Beginn des kirchlichen Jahres bezeichnete. Die Nestorianer waren unter allen Christen die ersten, welche die Sitte unter sich aufkommen ließen, das Kirchenjahr mit dem ersten Adventsonntage zu eröffnen. Es vergingen Jahrhunderte, ehe diese Sitte in der ganzen Kirche zum Durchbruch kam. Während viele ältere Kirchenlehrer nach jüdischer Weise den Ostermonat als Anfangsmonat des kirchlichen Jahres festhielten, datirte man in Deutschland, Italien und anderen Ländern den Jahresanfang vom Christfeste (a nativitate); in Florenz und Pisa sogar noch bis 1749 vom 25. März (Weltschöpfungstag; Verkündigung oder Empfängniß Mariä.)

Das Kirchenjahr sollte im Kultus den Entwickelungs-

gang des Gottesreiches in seinen grundwesentlichen Momenten darstellen, damit derselbe von der Gemeinde als Heilsprozeß der Menschheit und der Einzelnen jedes Jahr aufs neue betrachtend angeschaut und innerlich erlebt und erfahren würde. Denn die Zeit sei die Form, in welcher das Ewige, das Göttliche zu seiner Offenbarung in der Endlichkeit komme. Diese Idee setzte den ersten Sonntag des Advents als naturgemäßen Anfangspunkt des Kirchenjahres mit Nothwendigkeit voraus, und erst als dieser Termin zur allgemeineren Anerkennung gelangt war, kam jenes zu seiner vollen organischen Gliederung, zugleich aber die weihnachtliche Festzeit zu ihrer vollen Bedeutung im Kultus der Kirche.

Ebenso wenig fixirt wie der kirchliche Kalender war im Mittelalter der weltliche. Oft standen sich für das kirchliche, legale und historische Jahr drei verschiedene Anfangszeiten gegenüber. So kamen in Holland Weihnacht, Mariä Verkündigung, Charfreitag und Ostern als Neujahrstage zu gleicher Zeit vor, und die Notare mußten angeben, ob sie das Jahr nach dem Styl d Hofes oder von vor Ostern oder more gallicano datirt

Der erste Januar, als der im siebenten Jahrhun Roms fixirte Tag des Amtsantrittes der Consule, in der römischen Welt der Anfang des bürgerlichen Je geworden. Von den Päpsten wurde jedoch die Feie neuen Jahres am 1. Januar als heidnischer Brauc haft bekämpft, und Papst Zacharias untersagte si Deutschen 742 in einem Schreiben an Bonifacius.

schon im neunten Jahrhundert finden wir den ersten Januar wieder als Neujahrstag in Anwendung gebracht, und von da an breitet sich seine Herrschaft immer unbestrittener aus. So trat denn in den Weihnachtscyclus acht Tage nach dem Christfest noch das bürgerliche Neujahrsfest, welches kirchlich zugleich als Fest der Beschneidung des Heilandes begangen wurde, mitten hinein. Sein Vorabend fiel mit dem Gedächtnißtage des Papstes Sylvester zusammen.

Mit inniger und lebendiger Theilnahme ergriff das Volk die beseligenden Kunden, welche die Kirche während einer so langen Reihe festlicher Tage ihm wieder und wieder einzuprägen und durch lebendig plastische Vergegenwärtigung im Kultus wirksam zu machen nicht müde wurde. Ein Felsenherz hätte haben müssen, wer sich des Zaubers jener über Alles lieblichen und erhabenen Erzählungen erwehren wollte, welche schon dreißig Jahre nach des Heilandes Tode über seine Geburt im niederen Stalle zu Bethlehem unter den Christen von Mund zu Mund gingen, und in die Evangelien des Lucas und Mathäus Eingang fanden. Was auch die Heilsbotschaft der Kirche den Seelen Tröstendes und Erhebendes bot, so tief und ergreifend wirkte Nichts auf die Gemüther auch der schlichtesten Menschen, wie die Vorstellung, daß der König der Welt, Gott selbst, seiner Hoheit sich entäußernd, als hilfloses Kind zwischen Thieren in der Krippe lag; daß armen Hirten der Himmel sich öffnete und Engel die frohe Mähre verkündigten: Ehre sei Gott in

der Höhe, Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen", und daß die drei Weiſen vom Lande des Morgens her kamen und den Herrſcher der Herrſcher in Kindesgeſtalt mit ihren frommen Geſchenken ehrten. Mit Innigkeit eigneten die treuen gläubigen Herzen dieſe Kunden ſich an; im Geiſte ſah ein Jeder während der heiligen Feſtzeit die erhebendſten und herrlichſten aller Begebenheiten ſich wiederholen, ja es war, als ſtiege die wunderbare Geſchichte Jahr um Jahr aus dem Dunkel der Vergangenheit in die leibhafte Wirklichkeit wieder herauf, und wie konnte es anders ſein, als daß das, des Sinnlich-Greifbaren bedürftige Volk nun auch in ſeiner wunderbar erregten Stimmung mit körperlichen Augen ſchauen wollte und ſchaute, was nur in geiſtigem oder ſymboliſchem Sinne Wahrheit hat. So geſchah es, daß aus Chor und Hallen der Kirche heraus Feſtſpiele und Feſtſitten dramatiſcher Art auf den Markt der Dörfer und Städte, ja bis in die ſtille Hütte des Landmanns ſchritten, bei denen die Theilnehmer, ſo lange nicht die Gewohnheit dieſes Gefühl abſtumpfte, mit heiliger Scheu und religiöſer Begeiſterung mitwirkten, wie wenn die Herabrückung des Ewigen in menſchliche Nähe und die Darſtellung der göttlichen Begebenheiten die Menſchen unmittelbarer des himmliſchen Segens und der höchſten Gnadenwirkungen vergewiſſere. Und wiederum erzeugte ſich eine Fülle von chriſtlichem Aberglauben, indem die reinſten und höchſten Ideen zu ſehr in das Concrete und Sinnliche herabgezogen wurden und häufig eine Vergrö-

berung erfuhren, welche ihren urſprünglichen Gedankeninhalt kaum mehr erkennen ließ. So füllte ſich der Rahmen des kirchlichen Feſtcyclus mit eigenthümlichem Brauch und Glauben, welche nun wieder für ſich mit Kraft ererbter Sitte die Bruſt der Menſchen unentrinnbar umſpannen.

Gott ſelbſt, der Unendliche, aus grenzenloſer Liebe erniedrigt, im engen Raum des Krippleins auf Stroh gebettet, die demuthvolle Mutter daneben im Glanze jungfräulicher Unſchuld, dieſes Bild war zu erhebend, dieſer Gedanke zu unausſprechlich beſeligend, als daß nicht ſchon frühe die ganze Gluth der Andacht ſich demſelben hätte zuwenden ſollen. Anmuthig ſtellt die Legende die Wirkung inniger Verſenkung in dieſes Bild in der Geſchichte der Maria von Caſtello dar. Mit brünſtiger Hingebung hatte die fromme Frau jedesmal in der Chriſtnacht ſich die geheimnißvolle Geburt des Erlöſers vergegenwärtigt. Da ſtarb ſie, und ſiehe, in ihrem Herzen fand ſich eine Perle, in welcher das Bild des Jeſuskindleins abgedrückt war, wie es im Stall in der Krippe lag und in Andacht verloren, die holdſelige Mutter daneben knieete. Bei der heiligen Katharina von Bologna ſteigerte ſich die innere Vorſtellung des Myſteriums bis zum leiblichen Schauen. Denn in der Weihnachtsnacht gewahrte ſie plötzlich die Krippe mit dem Kindlein vor ſich ſtehen, und Maria trat herzu, hob es auf und reichte es ihr. Gemeinhin ſchaute nur der Geweihte ſolches Wunder mit geiſtlichen Augen. Bernhardin von Reate war in die Winterkälte

hinausgegangen, um die Nacht von Bethlehem nachempfindend zu feiern; verzückt ſah er die göttliche Mutter mit dem Kinde erſcheinen; aber die Vorübergehenden hörten nur, wie er die Worte rief: „O nur ein wenig noch, ein wenig, Herr, verweile!“ Aber mitunter ergreift die Glut der Begeiſterung eine ganze Menge; gemeinſam von erhöhter Seelenſtimmung hingeriſſen, theilen alle das Geſicht, an dem kindlicher Wunderglaube keinen Zweifel aufkommen läßt. Der h. Franciscus von Aſſiſi ließ drei Jahre vor ſeinem Tode 1221 mit päpſtlicher Erlaubniß eine herrliche Krippe aufrichten, von Ochs und Eſel umgeben. Das Volk ſtrömt herbei und ſieht plötzlich das Dunkel der Nacht von tauſendfachem Lichtſtrahl verſcheucht, Geſang ertönt, Meſſe wird gehalten, das Evangelium verleſen und mit Thränen der Rührung im Auge predigt Franziskus das Kind von Bethlehem. Da wird es allen wunderbar ums Herz und bald ſchaut einer und dann wieder einer, und nun alle die Krippe von Leben erfüllt, Franziskus ſcheint ihnen ein wundervolles Kind auf den Armen zu umſchlingen und ſanft aus dem Schlaf zu wecken.

Schon vor Franz von Aſſiſi war die Ausſtellung von Krippen in den Gotteshäuſern in Gebrauch geweſen. In der Kirche Mariae de praesepio zu Bethlehem hatte die fromme Kaiſerin Helena (nach Anderen Placidia, die Gemahlin Theodoſius des Jüngeren) mitten in der Höhle, welche für die Geburtsſtätte Chriſti ausgegeben wird, eine Krippe aus weißem Marmor errichten laſſen. An

n Orten ſtellte man wenigſtens zur Weihnacht gol-
und ſilberne Krippen in den Kirchen hin. Das
er, welches den Andächtigen bei der Krippe des h.
ieſus begegnete, mag zur Verbreitung dieſer Sitte
wenig beigetragen haben; mit der Zeit ſtand wohl
ll in Frankreich, Italien, Deutſchland in der Chriſt-
hinter dem Altar eine bald mehr, bald weniger koſt-
Krippe oder Wiege mit dem Bilde des göttlichen
d.

wei Perſonen, Joſeph und Maria darſtellend, ſaßen
ter daneben. Maria fordert Joſeph auf, ihr Kind
egen und dieſer erklärt ſich bereit dazu, indeß der
ein frommes Weihnachtslied anſtimmt. Der Drang
Verehrung des neugeborenen Heilandes war ſo groß,
das Volk ſich nicht wehren ließ der lieben Maria
n zu helfen und im fröhlichen Tanze jubelnd um
Wiege herum zu ſpringen. Noch vor dreißig Jahren
: um zwölf Uhr auf dem Thurme der Hauptkirche
übingen in einer kleinen mit Lichtern umſtellten
e eine Puppe, das Bild des Jeſuskindes, gewiegt,
nd Muſik den Choral „Ehre ſei Gott in der
“ bließ. Das unten zuſehende Volk ſang darauf
eltliches Wiegenlied. Und ſo innig hing das Volks-
th an dieſen lieblichen Bräuchen, daß es den Ver-
durch reformatoriſche Ordnung des Gottesdienſtes
das ſchmerzlichſte empfand. Im Kloſter zu Preetz
n die Nonnen jede Weihnacht das Kindlein gewiegt.
er Reformationszeit wollte man die fromme Uebung

abſchaffen; da hört — ſo ſagt man — ein Fräulein Nachts zur beſtimmten Zeit die Orgel dennoch ertönen; ſie ſteht auf, und geht mit ihrer Jungfer in die Kirche, und tritt in ihren Stuhl. Da kommt ihr alles ſo wunderbar vor, und kaum hat ſie ſich hingeſetzt, ſo ſteht eine weißgekleidete Kloſterfrau vor ihr und ſagt, ſie ſolle hingehen und die Andern erinnern, Weihnachtsabend zu halten; geſchehe das nicht, ſo würden ſie (die Todten) ihn halten. Das Fräulein folgte dem Befehl; als aber die andern in die Kirche gingen, konnte ſie nicht mehr mit, ſie ſtarb in dreien Tagen.

Eine eigene Gattung von kirchlichen Wiegenliedern entſtand, welche auch in den erſten Zeiten der Reformationskirche noch Nachahmung fanden. Wie herzgewinnend klingen in kindlicher Einfalt die Worte eines ſolchen Geſanges aus katholiſcher Epoche:

Suſaninne! Gottes Minne,
Schweige nun und ruh!
Wenn du willt, ſo wolln wir deinen Willen thun!
Hochgelobter edler Fürſt, ſchweige nun und wein' auch nicht!
Thuſt du das, ſo wiſſen wir, daß uns wohl geſchicht.

Worauf Luther in ſeinem ſchönen „Kinderlied auf die Weihnachten vom Kindlein Jeſu": „Vom Himmel hoch da komm' ich her" anſpielt:

Davon ich immer fröhlich ſei
Zu ſpringen, ſingen immer frei
Das rechte Suſaninne ſchon (ſchön)
Mit Herzensluſt den ſüßen Ton.

Jene Krippen oder Wiegen in den Kirchen erweiterten ſich bisweilen zu vollſtändigen Darſtellungen des Stalles oder der Grotte zu Bethlehem. Im Morgenlande wurde ſtets eine Grotte dargeſtellt, wo zu beiden Seiten Maria und Joſeph knieen, Hirten und Thiere nicht fehlen. Im Abendlande ſah man häufig palaſtähnliche Ställe mit alabaſternen Wänden und Triumpfbogen als Eingang. Zu Reichenberg in Böhmen waren ehedem von Weihnachten bis Lichtmeß vor dem Hochaltare der Kirchen „Krippl", wo hinten Engel und die heiligen drei Könige mit ihrem zahlreichen Gefolge vor der Mutter Gottes und dem Kinde zuſammengruppirt waren. Noch jetzt trägt die kirchliche Gemeinde in vielen Orten Tyrols zur Unterhaltung dieſer Krippen bei, ſelbſt Legate wurden dafür vermacht. Der berühmte Wallfahrtsort Axams hatte an der ſeinigen die Gegend von Bethlehem wahrheitsgetreu nachbilden laſſen.

Aus den Gotteshäuſern wanderten die Krippen in die Paläſte der Reichen und in die Hütten der Armen. Der Bürger Moſer in Botzen ließ ſich die koſtbare Krippe ſeines Hauſes 10,000 Gulden koſten. Anſprechend beſchreibt Reinsberg-Düringsfeld, wie im Beginn der Adventszeit die einzelnen Gegenſtände der Krippe zuſammengeſucht, die Figuren aus den Dachkammern herabgeholt, die ſchadhaften Stücke ausgebeſſert, die verblaßten neu bemalt und die fehlenden geſchnitzelt werden. Man geht in den Wald, um Moos zu ſammeln und Tannenzwiege und Stechpalmen, in Südtyrol großbeerige dunkle Ephen-

ranken zu holen. Hiermit ſchmückt man die Krippe, welche am Chriſtabend nach dem Abendeſſen aufgemacht wird. Da ruhet in dunkler Grotte das Kind, die Gottesmutter knieet an ſeiner Seite, während Joſeph am Eingange ſteht, und Hirten, meiſt in Tyroler Tracht vor der Höhle oder auf der Mooswieſe knieen, auf welcher Lämmchen graſen und goldgeflügelte Engel mit den Hirten ſprechen. Ein Hirte reibt ſich ſoeben den Schlaf aus den Augen und im Vordergrunde befindet ſich ein Brunnen, aus welchem eine Kuh ſäuft. Auf den Bergen, die ſich über der Höle erheben, liegen Häuſer und Burgen, weiden Heerden von Hirten gehütet, und ſchweifen Jäger mit Stutzen, um Haſen und Gemſen zu ſchießen. Karrenzieher fahren vom Berg herab, ein Fleiſcher führt ein Kalb daher, eine Bäuerin bringt Eier und Butter, während ein Förſter mit einem Haſen niederſteigt, um ihn dem Kindlein zu beſcheeren. Vor einem Bauernhauſe wird Holz gehackt, in der Nähe ſteht am Eingang einer Höhle eine Kapelle, vor der ein Waldbruder kniet, während ein anderer Eremit einen ſteilen Berg herabkommt; Knappen arbeiten und ziehen ſchwerbeladne Karren aus den Schachten, aus einer Höhle tritt ein Bär, und ein zerlumpter Bettler hält dem Beſchauer einen Hut hin. So bleibt die Krippe bis zum Sylveſterabende ſtehn, wo dann die Beſchneidung hinzukommt, der am 5. Januar die heiligen drei Könige folgen. Dieſe füllen mit ihrem glänzenden Gefolge von Edelknaben, Reitern, Pferden, Kameelen und Elephanten den Platz vor der Krippe und

ſind des Pompes wegen die Lieblingsdarſtellungen des Volkes. Bei größeren Krippen kommt auch noch die Hochzeit zu Kana (deren Gedenkfeſt am Epiphaniasfeſt mitgefeiert wird) hinzu.

Auch in Polen führt ein verkleideter Schuljunge ein Krippſein herum und ſingt bei Vorzeigung deſſelben Lieder, von denen das nachſtehende eine Probe geben mag:

In Hofes Mitte ſteht ein Ahornbaum,
Hei Lalujah!
Auf dem Ahorn goldner Blütenflaum,
Hei Lalujah!
Paradiesvögel kommen hingeflogen,
Abbeutelnd goldnen Blütenflaum.
Ein ſchmuckes Mägdlein eilt herbei,
Aufbindend ihre weiße Schürze,
Und ſammelt den goldnen Blütenflaum,
Und ſprang damit zum Goldſchmiedlein.
„Goldſchmiedlein, Goldarbeiterlein,
Gieß mir daraus einen goldnen Becher!“
Und wer wird dir den Becher füllen?
„Herr Jeſus ſelbſt mit ſeinen Engeln,
Maria ſelbſt mit ihren Jungfraun,
Schmuck Mägdelein mit ſeinen Rittern!“
Hei Lalujah!

Aus dem ſächſiſchen Erzgebirge berichtet G. Moſen: Man muß nur die Freude und Andacht ſehen, mit der nicht nur die Kinder ſondern auch die Erwachſenen die

Krippen, d. h. die aus Holz geſchnitzten Darſtellungen der Geburtsgeſchichte Chriſti betrachten. Da ſieht man auf einem Berge die Stadt Bethlehem. Vorn iſt ein Stall mit offenen Wänden, in dem man neben Ochslein und Eſelein das Chriſtkind in der Krippe und Maria und Joſeph ſieht. Auf der andern Seite hüten die Hirten ihre Schafe, über ihnen ſchweben Engel, welche die heilige Geburt verkündigen. Im Hintergrunde kommen auf einem Bergpfade die drei Weiſen aus dem Morgenlande auf Roſſen und Kameelen, von Dienern begleitet, heran und ziehen dem Sterne nach, der über dem Stalle ſtrahlt. Das ganze Bildwerk hat oft einen bedeutenden Umfang, und wenn es in der Weihnachtszeit in den Familien, die eines ſolchen Beſitzes ſich rühmen, aufgebaut, jede Figur an ihren Platz geſtellt und das Ganze durch ringsum angebrachte Lichter erleuchtet iſt, ſo wird das Zimmer von Beſchauern nicht leer, ja es kann oft kaum die Menge faſſen, und wenn man einen Knaben des Gebirges fragen würde, was ihm am Weihnachten das Liebſte ſei, ſeine Geſchenke oder die Anſchauung der ſtrahlenden Krippen, er würde wohl meiſt das Letztere nennen. Bei armen Leuten ſind ja die Geſchenke oft außerordentlich gering, aber auch der Knabe, der, wenn es hoch kommt, ein Schreibheft und einige Aepfel zu erwarten hat, bebt mit Wonneſchauern dem Weihnachtsfeſte entgegen und ruft mit Entzücken: Ei, Weihnachten iſt doch das ſchönſte Feſt! Der Hauptgrund einer ſolchen Weihnachtsfreude iſt eben der, daß die wunderbar ſchöne Geſchichte von

Geburt Chriſti durch Alles was der Knabe ſieht und
durch den Lichtglanz, namentlich auch durch jene
lichen Darſtellungen in dem jungen Herzen ſo gar
dig wird; mit einem Worte, es iſt die Macht der
ichen Anſchauung über das Gemüth des Menſchen,
t die durch die ſinnliche Anſchauung hervorgebrachte
gung der Einbildungskraft, was dem Weihnachtsfeſte
n Zauber giebt."

So unzertrennlich gehörten die Thiere im niederen
le in den Zuſammenhang der Weihnachtsgeſchichte
n, daß das Volk in Darſtellung derſelben ſie nicht
iſſen mochte. Jedes Chriſtfeſt wiederholte ſich das
ıber der göttlichſten Nacht, und Roß und Rind
ıte man dann mit menſchlicher Sprache begabt, um
ɔ und anbetend den neugebornen Heiland zu preiſen.
ı konnte es ſich nicht anders denken, als daß ſelbſt
ınvernünftige Kreatur ſtaunend theilgenommen habe
em Wunder aller Wunder und dabei wenigſtens auf
:nblicke vorweggenommen die Erlöſung, welche als
s Ziel der Entwickelung des Gottesreiches überall
gebundenen Geiſt frei machen, auch das Seufzen des
res erhören, und es aus dem Zuſtande der Verwün-
ıg durch die Sünde zu Vernunft und Sprachfähigkeit
:u werde. War doch ſichtbar ſchon einmal das
ıber geſchehen? Las man nicht in den Schriften des
. Teſtamentes, daß der Eſelin des Bileam die Zunge
t worden ſei, als die Prophetie von dem Sterne
Jacob (den man auf Chriſtus deutete) ergehen ſollte?

Wie viel höher ſtand die Erfüllung, als die Weiſſagung? Was bei dieſer geſchehen, durfte bei jener nicht ausgeblieben ſein und ausbleiben. Sinnvoll in dem Gedanken, wenn auch plump in der Ausführung, war die Feier „der Bethlehems“ an einigen flandriſchen Orten. Da trat in der Kirche ein junger Mann auf als Engel mit Flügel am Rücken. Er verneigte ſich vor einer Jungfrau, die als Maria gekleidet war und grüßte ſie mit dem „Ave Maria!“ (Gegrüßet ſeiſt du u. ſ. w. Luc. 1, 28). Sie antwortete „Fiat“ (geſchehe mir, wie du geſagt haſt. Luc. 1, 38). Jetzt zeigte ſich ein Knabe, in die Maske eines Hahnes von Pappe gehüllt und verkündete krähend den anbrechenden Morgen des Heiles, indem er die Stimme des prophetiſchen Vogels nachahmend rief: „Puer natus est nobis“ (ein Kind iſt uns geboren Jeſ. 9, 6.) Ein großer Stier brüllte „ubi?“ (wo) und die Schafe riefen blökend die Antwort „Bethlehem“. Ein Eſel ſchrie aufmunternd „hihanus! hihanus!“ (d. i. eamus, laßt uns dorthin gehn!) und dann ſetzte ſich eine große Proceſſion, von den Thieren begleitet, in Bewegung, wahrſcheinlich der Krippe und dem figurenreichen Bilde von Bethlehem zu. Die mächtig erregte und derbe Freude des Haufens, welche überall das Bedürfniß hat, das Uebermaß des Erhabenen durch einen Fall i'ns Komiſche auszugleichen, verlangte und erreichte, daß ein Narr mit Kappe und Schelle dem Zuge folgte, ohne daß dadurch die Beſchauenden in ihrer Andacht ſich verletzt fühlten. Nach und nach, als die Gedanken verblaßten, welche dem Aufzuge

das Leben gegeben hatten, mußte derſelbe freilich umſchlagen, und für die Enkel konnte zur Frivolität werden, was den Vätern ernſte und hohe Ideen in ſymboliſcher Hülle an's Herz gelegt hatte.

Dieſe Proceſſion leitet uns hinüber zu den Darſtellungen des Vorgangs auf dem Felde zu Bethlehem.

So wenig wie die Krippe durften die Hirten bei der Feier der heiligen Nacht fehlen. In der Kirche zu Rouen wurde die Anbetung der Hirten nach dem Tedeum des Weihnachtstages in folgender Weiſe vergegenwärtigt. Auf der Krippe hinter dem Altare ſtand ein Bild der heiligen Jungfrau. Ein Knabe verkündete als Engel von einer Erhöhung auf dem Chore die Geburt Chriſti. Durch die große Thür des Chors traten nun die Hirten ein und gingen mit dem Geſange „Friede auf Erden“ (Pax in terris) auf die Krippe zu, begrüßten die Jungfrau und beteten das Kind an. Vor dem Altare ſang der Prieſter eine Meſſe, dann wendete er ſich zu den Hirten und fragte: „Wen ſaht ihr Hirten?“ (Quem vidistis pastores.) Die Hirten antworteten: „Wir ſahen das Kind“ (natum vidimus). Aehnliche Ceremonien waren in anderen Kirchen Gebrauch. So wird z. B. in der Cajetanerkirche in Prag die Mitternachtsmeſſe der Weihnacht noch jetzt beſonders feierlich begangen. Kaum hat die Glocke angeſchlagen, ſo tritt der Wächter in die Kirche, um mit ſeinem Kuhhorn die zwölfte Stunde zu verkünden. Sobald er ausgeblaſen, ſtimmen die Hirten auf ihren Hörnern oder langen Pfeifen aus Birkenrinde an der Krippe ein

frommes Weihnachtslied zu Ehren der Geburt Chriſti an, welches nicht nur vom Dudelſack, ſondern von allen möglichen Vögelſtimmen, dem Kukuk, der Taube, Turteltaube und Wachtel begleitet wird. Ueber das ganze Abendland waren derartige Feiern verbreitet. Augenzeugen ſind ganz ergriffen von dem Eindruck, welchen in Italien der Geſang der Hirten vor den Madonnenbildern macht. Um die Weihnachtszeit füllt ſich Rom mit ländlichen Geſtalten. Die in der ewigen Stadt anſäſſigen Hirten, welche den Künſtlern als Modell dienen, erhalten dann bedeutende Zuzüge aus dem Neapolitaniſchen. In ihrer höchſt maleriſchen Tracht ziehen ſie, Männer und Knaben, zu Zweien und Dreien mit Schalmei und Dudelſack von einer Kapelle zur andern. Noch graut der Tag kaum, da erheben ſie vor dem Marienbilde ihr Lied und wandern dann den Tag über weiter, bis es Nacht wird. Diejenigen, welchen die Erhaltung eines verehrten Madonnenbildes obliegt, pflegen für die heilige Nacht ſelbſt eine Geſellſchaft zu dingen, die mit ihrem paſtoralen Geſange das Myſterium des Feſtes feiern muß. Schon ihr Aeußeres, noch mehr aber der Ton ihres einfachen Liedes ruft lebendig das Bild jener Hirten zu Bethlehem vor die Seele der Zuſchauer. Hier vernimmt man in rührenden Weiſen echter Volkslieder, die als ſolche nicht überſetzbar, aber ſelbſt in umſchreibender Nachbildung noch ſchön ſind, wie das nachſtehende:

O Jungfrau, Du, o Du St. Annas Tochter,
Die Du im Schoße trugst den guten Jesu,
Die Du im Schoße trugst den guten Jesu!

Und Du, geboren unter niedrer Hütte,
Wo fressend standen Ochs und Eselinne!

Die Engel riefen: „kommt ihr Heilgen, kommt!
Geboren ward im Stall das Jesuskindlein."

St. Anastasia, mit ihr St. Joseph
Befanden sich bei der Geburt Mariä.

Kommt alle, kommt, so viele ihr der Hirten,
Kommt zu besuchen dorten unsern Herren.

Die Nacht der himmlischen Geburt ist heilig
Dem Vater, Sohne und dem heilgen Geiste.

Und dies Gebet, es ist, das wir gesungen,
Ein Opfer, dargebracht dem Kindlein Jesu.

Durch die Erscheinung der Engel war der Stand der irten hochgeehrt; was dem Könige Herodes und den Weisen seines Hofes verborgen blieb, hatte Gott den rmen und Niedrigen offenbart. Darum nahmen die irten als Corporation einen besonderen Antheil an dem este. Bei Errleben in Sachsen traten die Gemeindeirten der eingepfarrten Dörfer zusammen und bliesen erst in der Vorhalle der Kirche unter dem Thurme, inn vor der Pfarre und an anderen Stellen je neun al, d. h. drei mal drei. In Wippra gingen sie gemeinhaftlich am h. Christtage zum Abendmahl.

Mit der kirchlichen Darstellung begnügte die Andacht des Volkes sich nicht; es wollte auch außerhalb derselben seiner Freude Ausdruck geben. In Böhmen ziehen am Weihnachtsabend liedersingende Knaben als Hirten verkleidet von Haus zu Haus. Sie tragen ein kleines Krippelein, welches ein Bursche begleitet, dessen gekröntes Haupt und weißes Hemd Christus anzeigen soll. Und wenn dann später während der Abendmahlzeit der Ortshirte auf seinem Horne blasend und mit der Peitsche knallend durch das Dorf wandert, und die Verse singt:

Zur Krippe, zur Krippe eilet ihr Hirten,
Dort werdet ihr finden ein wunderlieblich Kind
Im Städtchen zu Bethlehem; eilt nur geschwind;
Ihr werdet dort finden ein wunderlieblich Kind;

dann hört das fröhliche Lachen der Unterhaltung auf; fromm schlägt Alt und Jung das Kreuz, und alle rufen freudig: „Christus ist geboren, wir freuen uns", wobei die Kinder nach Herzenslust jubeln. An mehr als einem Orte kehrt diese Sitte wieder; an anderen Orten bläst der Dorfhirt nicht mehr am Weihnachtsabend, wenn die Familie von der Christmette beim Mahle versammelt sitzt, vor den Fenstern seine Hirtenmelodien, wofür ihm dann ein Stück des Festtagsstriezels zu Theil wird, sondern am Neujahrsabend geht er von Thür zu Thür und läßt fröhlich sein Horn erschallen. In Danzigs Umgegend hat man dabei den Aberglauben, daß im Hause jemand sterben müsse, sobald sich sein Horn verstopfe und dumpfen Ton von sich gebe. Noch anderswo z. B. im Fürstenthum

Halberſtadt erklang den kindlichen Herzen und Ohren der Gemeindeglieder ſchon während der Adventszeit die für ſie liebliche Muſik der Hirtenſchalmeien. Vierzehn Tage vor Weihnachten thaten ſich die Hirten der Schafe Kühe und Schweine zuſammen und ließen jeden Abend in der Dämmerung an beſtimmten Plätzen in den Dörfern und Städten vereint ihre Hörner dreimal vernehmen, wobei die Schäfer nach ihrer Weiſe auf den Fingern pfiffen. Dieſes paſtorale Concert — wie unmuſikaliſch es kunſtgewohnten Ohren auch hätte erklingen müſſen — rief den frommen Gemüthern aufs lebendigſte die heilige Geſchichte in Erinnerung und ſtimmte ſie zu froher, ſeliger Erwartung. Die Kinder hüpften und tanzten vor Freuden und riefen „der heilige Chriſt kommt.“ Sie liefen hinter den Hirten zuſammen und beſtellten bei ihnen, was das Chriſtkind mitbringen ſolle. Wie unkenntlich iſt der Gedanke dieſer löblichen Sitten in einigen ſchwäbiſchen Dörfern geworden! Da reihen ſich die Knaben Kuhſchellen, ſo viel ſie deren bekommen können, auf eine Schnur oder einen Riemen und hängen dieſen über die Bruſt. So laufen ſie am Tage vor Weihnachten von Morgens früh bis Abends ſpät lärmend und ſchellend im Dorfe herum, einen Stecken in der Hand. Abends geſellen ſich ihnen die Confirmirten zu, ohne Kuhglocken, aber mit langen Stangen, welche wahrſcheinlich die Stelle von Hirtenſtäben vertreten ſollen. Vor dem Hauſe des Pfarrers wird die ganze Geſellſchaft mit Aepfeln bewirthet.

Die Ankunft der Weiſen aus dem Morgenlande war neben der Krippe und den Hirten der beliebteſte Gegenſtand in den kirchlichen Darſtellungen der Weihnachtszeit. Das Evangelium des Mathäus erzählt einfach, daß die Weiſen aus dem Morgenlande kamen, das Kindlein fanden, vor ihm niederfielen und es anbeteten. Und ſie thaten ihre Schätze auf und ſchenkten ihm Weihrauch, Gold und Myrrhen. Aus einigen meſſianiſchen Stellen des alten Teſtamentes*) ſchloß man, daß die Mager Könige geweſen ſeien und aus der Zahl der Geſchenke entnahm man ihre Dreizahl. Nach und nach bildete ſich durch den reichen Zuwachs apokrypher Zuſätze eine vollſtändige und umfangreiche Legende heraus, welche Johannes von Hildesheim im 15. Jahrhundert aufzeichnete. Die heiligen drei Könige hießen Kaspar, Melchior und Balthaſar; ſie herrſchten über die drei Indien. Der größte von Körperlänge unter ihnen, Kaspar von Tharſis war ein Mohr; Melchior, der kleinſte, gebot in Nubien; Balthaſar in Godolia. Längſt hatten ſie die Weiſſagung des midianitiſchen Prieſters Bileam vernommen und beherzigt: „Es geht ein Stern auf von Jacob und ein Menſch wird ge-

*) Pſ. 73, 10. Die Könige am Meer und in den Inſeln werden Geſchenke bringen; die Könige aus Reich Arabien und Saba werden Gaben zuführen. Alle Könige werden ihn anbeten und die Heiden werden ihm dienen. Jeſ. 60. Die Heiden werden in deinem Lichte wandeln und die Könige im Glanz, der über dir aufgehet. — Sie werden aus Saba alle kommen, Gold und Weihrauch bringen, des Herrn Lob verkündigen.

boren von Israel, der über alle Heiden herrſchen ſoll.“ Auf ihrem Berge Vaus errichteten ſie eine Sternwarte und ſtellten bei derſelben zwölf Aſtronomen an, welche nichts weiter zu thun hatten, als nach dem verheißenen Sterne auszuſchauen. Als aber der Stern erſchien, da leuchtete er ſo hell über alle Lande, daß die Sonne vor ſeinem Schein erblindete und ein jeder ihn ohne Fernrohr mit bloßen Augen ſehen konnte; er trug in ſich zugleich das Zeichen des Kreuzes und die Geſtalt eines Kindleins. Die heiligen drei Könige konnten keinen Augenblick zweifelhaft ſein, daß dies der lange erſehnte Stern ſei. Sie machten ſich, ohne von einander zu wiſſen, mit großen Schätzen auf den Weg. Zwei Meilen von Jeruſalem zwang ein ſtarker Nebel die Karavanen zum Halten und als er ſich wieder verzogen hatte, erblickten ſie einander und zogen gemeinſchaftlich weiter. Herodes erſchrak heftig über die Zahl ihrer Reiſigen; ſie aber ließen ſich nicht aufhalten, ſondern eilten Bethlehem zu, wo ſie am dreizehnten Tage ihrer Reiſe, am 6. Januar ankamen. Vor Sehnſucht hatten ſie auf dem ganzen Wege keinen Schlaf und keine Speiſe genoſſen. Der Stern ſtand über der Hütte ſtill, in welche ſie nun eintraten, um dem Könige der Himmel die Koſtbarkeiten zu überreichen, welche einſt Salomon beſeſſen hatte, und welche ſie nun mitbrachten. Aber ſo unausſprechlich, klar und wonnig war der Glanz, der ihnen von der Krippe entgegen ſtrahlte, daß ſie ihrer koſtbaren Geſchenke vergaßen, und dem Kinde nur Kleinigkeiten gaben, wie ſie ihnen zur Hand kamen.

Balthaſar opferte Weihrauch, Kaſpar Myrrhen, Melchior einen goldenen Apfel und dreißig goldene Pfennige. Den Apfel hatte ſich einſt Alexander der Große als Symbol ſeiner Weltherrſchaft machen laſſen; in der Hand des Chriſtkindleins zerfiel er zu Aſche. Die dreißig Goldpfennige waren von Abrahams Vater geſchlagen; um ſie hatte Abraham ſeinen erſten Beſitz im heiligen Lande gekauft; um ſie ward ſpäter Joſeph verhandelt; aus Salomos Schätzen waren ſie in Melchiors Hände gelangt. Maria knüpfte alle dieſe Geſchenke in ein Tuch, verlor ſie aber auf der Wanderung durch die Wüſte. Hier fand ſie ein armer Hirte, der ſpäter von Chriſtus geheilt, ſeinen Schatz aus Dankbarkeit auf dem Altare des Tempels opferte. Die Prieſter verwandten den Weihrauch zum Räuchern, mit den 30 Goldpfennigen ward der Verräther Judas beſtochen und aus den Myrrhen der letzte bittere Trank für den Heiland bereitet. Nach Hauſe zurückgekehrt, erbauten die heiligen drei Könige auf dem Berge Vaus eine Kapelle, in der ſie das Bild ihres Leitſterns mit Kreuz und Kindlein aufſtellten. Hier nahmen ſie gemeinſam Wohnung und ergaben ſich einem gottſeligen Leben; der Apoſtel Thomas ward, nach Indien kommend, der erſte chriſtliche Prieſter an ihrem Kirchlein. Da erſchien ihnen zu einer Weihnacht der Stern wiederum, und wenige Tage nachher gingen ſie zur ewigen Ruhe ein. Die Kaiſerin Helena erwarb ihre Reliquien; von Konſtantinopel gelangten dieſelben nach dem „glücklichen

Köln", wo ſie im Dom bis zum jüngſten Tage raſten und viele Wunder verrichtet haben.

Bei Bethlehem zeigt fromme Einfalt nicht nur den Ort, wo die Engel den Hirten erſchienen — die Trümmer einer von der heiligen Helena erbauten Kirche ſchmücken ihn — ſondern in der Höhle der Geburt auch einen Altar aus weißem Marmor, an dem die drei Mager angebetet haben ſollen. Eine Viertelſtunde vom Städtchen ſieht man einen Brunnen. Die Legende erzählt, hier hätten die heiligen drei Könige den Stern zuerſt wiedergeſehen. Schon im ſechſten Jahrhundert trug man ſich mit Wundergeſchichten über dieſe Oertlichkeit. Nachdem das wunderbare Geſtirn ſeinen Dienſt verrichtet, ſei es in dieſen Brunnen niedergeſunken und dort dem Auge des Glaubens ſichtbar. Wer reines Herzens und keuſchen Sinnes voll mit verhülltem Haupte ſich über die Mündung des Brunnens beuge, könne gewahren, wie der Stern von einer Mauer zur andern über den Spiegel des Waſſers dahin ziehe. Dem Unwürdigen bleibe dieſes Wunder verborgen.

Die Einwirkung der Legende machte ſich ſchon frühe im Kultus bemerkbar. Als Beiſpiel möge hier der Ritus des Epiphaniasfeſtes in der Kathedrale zu Rouen eine ausführliche Erwähnung finden. Nach Abſingung der Terz begann das Officium der heiligen drei Könige. In Kappen mit Kronen geſchmückt ſchritten dieſe auf den Altar zu, von ihren Dienern begleitet, die in Tuniken und

Ueberwürfen reiche Geſchenke trugen. Der erſte König deutete, aus der Mitte kommend, mit ſeinem Stabe nach dem Sterne und ſprach: „In hehrſtem Glanze ſtrahlt der Stern“ (Stella fulgore nimio rutilat); der zweite fügte, von rechts her auftretend, hinzu: „Er kündet die Geburt des Weltenkönigs!“ (quae regum regem natum demonstrat). Der dritte trat von links her ein und ſchloß: „Prophetenmund verhieß ſein Kommen einſt!“ (quem venturum olim prophetiae signaverunt.) Vor dem Altare zuſammentreffend, küßten ſich die heiligen drei Könige und ſangen: „Kommt, laßt uns gehn, ihn ſuchen, ihm Weihrauch, Gold und Myrrhen, als Weihgeſchenke bieten.“ Hierauf ſtimmte der Kantor das Reſponſorium an „die Mager kommen“, und nun begann eine Proceſſion durch das Gotteshaus. Sobald dieſelbe in das Schiff der Kirche trat, ward ein Kronleuchter über dem Kreuzaltar angezündet, und die heiligen drei Könige ſangen:

Sieh da, der Stern, den wir im Oſten ſahen,
Er ſchreitet wieder leuchtend vor uns her.
Er kündet, daß geboren ward der Heiland,
Den Bileam geweiſſagt, da er ſprach:
Ein Stern aus Jacob wird erſtehn, aus Iſrael
Ein Menſch, der aller Heiden Fürſten bändigt;
Die ganze Erde wird ſein Eigenthum!

Zwei Prieſter, in Dalmatiken gehüllt, ſangen m ſanfter Stimme: „Wer ſind die, welche von dem Ste

geleitet, uns Unerhörtes heut zu bringen kommen?“ Die Weiſen antworteten: „Ihr ſchaut die Könige von Saba, von Tharſis und Arabien, wir bringen Gaben unſerm Herrn und König, dem neugebornen Chriſt, den ſterngeführt wir zu verehren kommen!“ Da ſchlugen die Beiden in den Dalmatiken den Vorhang vor der aufgeſtellten Krippe zurück und ſagten: „Sieh da das Kindlein, das ihr ſucht; eilt ihm zu dienen, denn es iſt der Welt Erlöſung.“ Die drei Könige fielen auf die Knie, begrüßten das Kind mit den Worten: „Heil Dir, o Fürſt der Welten;“ dann nahm der erſte von ſeinem Diener das Gold: „Empfange Gold, o König!“; der zweite opferte Weihrauch: „Nimm Weihrauch, der Du wahrer Gott biſt!“; endlich bot der dritte Myrrhen dar als Vorbedeutung des Kreuzestodes. Inzwiſchen ging die verſammelte Menge zum Opfer; das geſammelte Geld wurde den beiden Prieſtern in den Dalmatiken gegeben. Die drei Könige aber lagen im Gebet, und indem ſie gleichſam wie aus dem Schlafe erwachten, ſang ein Knabe in der Albe, den Kopf verhüllt, als Engel am Pulte ſtehend: „Erfüllt iſt Alles, was geweiſſagt ward. Kehrt heim auf anderm Weg, auf daß ihr nicht ſo hohen Königs ſchuldge Tödter werdet.“ Jetzt erhoben ſich die Könige, gingen durch das Seitenſchiff aus der Kirche und kehrten durch die linke Thür in den Chor zurück, während der Kantor das Reſponſorium begann: Drei der Geſchenke ſind es u. ſ. w. Während der Meſſe leiteten die drei Könige den Chor, und es ward mit lautem Jubel das Kyrie

fons bonitatis (Herr, Quelle der Güte), Sanctus und Agnus gesungen.

In ganz ähnlicher Weise schritten anderswo drei in Seide gekleidete Chorknaben mit goldenen Kronen auf den Häuptern und goldenen Gefäßen in den Händen zur Hauptthüre in den Dom und näherten sich unter dem Gesange „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden u. s. w." dem Altar, wo sie, auf ihren Führer, einen von der Decke herabhangenden Stern, deutend, ihre Opfer „Gold, Weihrauch und Myrrhen" niedersetzten. Hierauf verkündete der Gesang eines jüngeren Knaben, der als himmlischer Bote hinter dem Altar versteckt gehalten wurde, die Geburt Christi in Bethlehem, und die drei Könige zogen, in diesen Lobgesang einstimmend, in die Sakristei ab.

Auch hier fühlte sich das Volk durch die kirchlichen Schaustellungen noch nicht völlig befriedigt; es wollte wieder und wieder die heilige Geschichte mit Augen sehen. An den traulichen Heerd, auf die Straßen mußte sie versetzt werden, selbst darstellen wollte man das Erhabenste, was je geschehen war. Wem unter uns wären nicht noch aus seiner Jugendzeit die Umzüge der Knaben in der Rolle der heiligen drei Könige in Erinnerung, eine Sitte, welche mannigfach ausgestaltet, kaum in irgend einer deutschen Landschaft gefehlt haben wird. Eine Schilderung, wie dieses Sternsingen ehedem in Thüringen statthatte, lehrt uns die Sitte noch in einiger Vollständigkeit kennen.

Drei junge Burſche legten weiße Hemden an, welche ein Gürtel von Goldpapier zuſammenhielt, ebenſo vergoldete Wehrgehänge mit hölzernen Säbeln und zackige Kronen nebſt langen ſteifen Zöpfen. Einer der Burſche ſchwärzte Geſicht und Hände, um den Mohrenkönig dar zuſtellen, und ſetzte ſeiner Krone einen bunt verzierten Turban unter. Zwei führten vergoldete Spieße, der dritte trug den ſogenannten Stern. Dieſer beſtand aus einer Stange, an welcher ein großer vergoldeter mit Erbſen gefüllter drehbarer Stern und ein Brett befeſtigt war. Auf dem Brette im Hintergrunde ein mit Gold und Buchsbaum reich verziertes Schloß, aus deſſen großem Fenſter Herodes, ein braunrothes fürchterliches Geſicht mit ſchwarzer Perrücke hinausgucken konnte; im Vordergrunde war an einer Seite der Stall mit Maria, dem Kindlein in der Krippe und den Ochſen und Eſelein, an der andern Seite eine Buchsbaumlaube, in welcher drei kleine Könige harrten, angebracht. Alle Figuren konnten mittelſt Schnüren von den Spießträgern etwas bewegt werden, und das Ganze erleuchteten mehrere Lichte.

So gerüſtet zogen die Burſchen von Thür zu Thür und ſangen, indem ſie den klappernden Stern drehten:

Alle:

Wir kommen daher ohn' allen Spott,
Einen ſchönen guten Abend, den geb' euch Gott,
Einen guten Abend und fröhliche Zeit,
Die uns der Herr Chriſtus mit Freuden bereit'!

Mohr:

Ich bin der Mohr aus Mohrenland,
Jetzt komm' ich aus Aegyptenland!

Alle:

Kaspar, Balzer, Melchior dar,
Wir treten zuſammen auf einen Saal.
(Jetzt ließ man die kleinen drei Könige aus der Buchbaumlaube vor das Schloß treten.)
Wir treten zuſammen vor Herodes ſein Haus,
Herodes, der ſchaut zum Fenſter heraus.
(Der papierne Herodes ſteckte den Kopf zum Fenſter heraus und nickte ihnen zu.)
Herodes ſprach: Wo wollt ihr hin?
Nach Bethlehem ſteht unſer Sinn,
Nach Bethlehem in Davids Stadt,
Wo das Kind Jeſus geboren ward.

Mohr:

Herodes ſprach: Kommt 'rein zu mir,
Ich will euch geben Wein und Bier,
Ich will euch geben Heu und Streu,
Ich will euch geben Zehrung frei.

Alle:

Ach nein, ach nein, wir müſſen fort,
Wir haben ein kleines Kindlein dort:
Ein kleines Kind, ein großer Gott,
Der Himmel und Erde erſchaffen hat.

Mohr:

Herodes ſprach mit trotzigem Sinn,
Wollt ihr nicht bleiben, geht immer hin!
(Herodes ſchüttelte mit dem Kopf und zog ihn zurück.)

Alle:

Wir gingen zu einem Berg hinan,
(Die kleinen Könige rückten bis vor den Stall.)
Da mußte der Stern wohl ſtille ſtahn.
(Der Stern wurde nicht mehr gedreht.)
Der Stern ſtand ſtille, wir gingen hinein,
Und fanden die Maria mit dem Chriſtkindlein.
Und knieten nieder und beteten's an.
(Die kleinen Könige bückten ſich dreimal.)
Und ſchenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen!

Nur durch Mißbrauch wurden dieſe, urſprünglich der religiöſen Erbauung dienenden Umzüge allmälich zur Bettelei, indem die Sternſinger in jedem Hauſe eine Gabe einforderten. Auch blieb der Gebrauch nicht auf den Dreikönigstag beſchränkt, ſondern die ganze Adventszeit hindurch und beſonders am Sylveſter- und Neujahrstage ließen ſich die Lieder der drei Waiſen aus dem Morgenlande vernehmen. Im letzteren Falle wurde dem Geſang häufig ein anderer Text untergelegt, z. B. populäre Wünſche der folgenden Art:

Wir kommen her und ohne Spott!
Einen ſchönen guten Abend, den geb' euch Gott;
Einen ſchönen guten Abend und fröhliche Zeit,
Die ſei euch allen hier bereit't.

Wir wünſchen dem Herrn 'nen gedeckten Tiſch,
Auf allen vier Ecken 'nen gebratnen Fiſch,
Und in der Mitt' einen Römer mit Wein,
Da ſoll der Herr bei luſtig ſein.

Wir wünſchen der Frau 'ne goldene Kron'
Auf's andere Jahr 'nen jungen Sohn!
Wir wünſchen dem Junker 'n geſatteltes Pferd,
Ein Paar Piſtolen und ein blankes Schwert.

Wir wünſchen dem Fräulein 'ne goldene Kann',
Auf's andere Jahr 'n General zum Mann!
Wir wünſchen der Magd 'nen blauen Rock,
Auf's andere Jahr mit dem Beſenſtock. u. ſ. w.

In Limburg und Brabant ſammeln die Sternſinger an den Thüren Holzkohlen und „Kluitjen" d h. Klumpen, welche aus Steinkohlen und Lehm geformt werden; mitunter erhalten ſie daneben auch noch einige Eier und Speck. Mit ihren Geſchenken ziehen ſie zu irgend einer alten Frau, welche ihnen gegen Abgabe jener Brennſtoffe aus den Eiern und dem Speck Kuchen backt, wozu ſie tanzen und Bier trinken. Sind ſie mit ihrem Korbe vor dem Hauſe eines Bauern angelangt, ſo ſingen ſie:

Ein Klümpchen und 'ne Kohle!
Ein Funkenhölzchen, eins!
Hier wohnt ja noch ein reicher Mann,
Der uns etwas geben kann.
Gebt uns was und laßt uns gehn,

Laßt uns nicht ſo lang' hier ſtehn!
Wir müſſen noch viel weiter gehn!

Sah die gläubige Phantaſie des Volkes in der geheiligten Zeit auf allen Wegen ſich von den liebgewordenen Geſtalten der Hirten und der drei Könige des Morgenlandes umgeben, ſo war nur noch ein Schritt zu machen, und das Chriſtkind ſelbſt begegnete ihm, wo es ging und ſtand. Im Böhmerwalde ſagt man den Kindern, in der erſten Dämmerung der heiligen Nacht fahre das Chriſtkindlein in verklärter Geſtalt auf einem goldenen Wagen durch die Luft. Zwei weiße Pferdchen ſind ſein Geſpann mit Zähnen wie Elfenbein; die Gebiſſe ſind vom feinſten Golde, aus Kronengold auch die Hufeiſen; Sonnenſtrahlen bilden die Zügel. Ihre Stimme, ja ſelbſt das Knarren der Räder klingt ſo lieblich, daß man die ſchönſte Muſik nachher für rauh hält. Der Wagen iſt voll von Aepfeln und Birnen, Nüſſen, Feigen und Mandeln, Roſinen und Backwerk, womit Sonntagskinder und alle lieben und frommen Kinder in der Chriſtmitternacht, wenn die Welt die Geburtsſtunde ihres Heilandes feiert, beſchenkt werden. Aber das Gefährt enthält auch Ruthen, Erbſen und Schwarzbrod für alle Faulen und Unartigen. Schon in der Dämmerung müſſen die Kinder alle zu Hauſe und in einem Zimmer verſammelt ſein, da das Chriſtkind ſchon in Dämmerung ſich ankündigt. Feſtlich gekleidet ſagen die Kleinen theils knieend, theils noch auf dem Schoße der Eltern die Händchen faltend, ihre Gebete her, ſo viel ſie deren wiſſen. Jetzt merkt man

das Nahen des göttlichen Knäbleins; ein jeder lauſcht geſpannt, denn da entfliehen alle böſen Dinge, wo ſie auch verborgen ſein mögen. Horch! knackten nicht die alten Möbeln? Das Licht kniſterte! Und draußen ein Summen; nun der helle Ton eines Glöckleins! Gewiß das Chriſtkind iſt da; ſchon ſteigt es aus dem Wagen und läßt ſeine Pferde etwas raſten. Alle Kinder beten ſo laut als möglich und ſchauen ängſtlich nach der Thür, die ſich ſo eben leiſe, leiſe ein wenig öffnet, um eine mit Goldpapier überklebte Hand hindurch zu laſſen, welche Geſchenke in's Zimmer wirft.

Anderswo wird das Chriſtkind auch ſichtbar. In die Stube zu den lauſchenden und betenden Kindern treten da ein Engel und der heilige Chriſt in weißen buntbebänderten Kleidern, das Geſicht mit Larven verhüllt oder mit Mehl geweißt. Der heilige Chriſt, oft ein erwachſenes Mädchen, trägt einen langen weißen Schleier und eine Krone von Goldpapier auf dem Kopf, die Hände ſtecken in weißen Handſchuhen. Mit feiner Stimme ſingen ſie in recitirender Weiſe ihr Lied, und es iſt zu verwundern, mit welcher Würde arme Dienſtboten ihre Rolle dabei ſpielen. Ein Schwert in der Hand verkündigt zunächſt der Engel große Freude und gute Mähre vom hohen Himmel. Dann wünſcht das Chriſtkind guten Abend, und fragt, ob es auch fromme Kinder hier innen gebe, die fleißig beten und ſingen, fleißig die Schule beſuchen und fein züchtig vor dem Tiſche ſtehn. Der Engel glaubt die Kinder anklagen zu müſſen, denn wenn er die

Wahrheit gestehen solle, so gehe des Morgens kein Gebet aus ihrem Munde, wenn sie aufstehen, sie zerreißen die Bücher und werfen die Blätter in den Winkel. Das Christkind äußert sich tief betrübt über diese Nachricht; hätte es solche Kunde früher vernommen, so würde es das Haus nicht betreten haben und schnurstracks wieder gen Himmel gefahren sein. Der Engel legt sich aufs Bitten, die Kinder würden sich ja bessern und fromm sein. Da öffnet der heilige Christ seine Schätze und theilt Gaben aus; worauf er und der Engel gute Nacht sagen, um auf ihrem mit Gold und Silber beschlagenen Wagen wieder gen Himmel davon zu eilen. Im Elsaß wird das Christkind vom Hanstrapp begleitet. Das ist ein fürchterlicher Mann mit geschwärztem Gesicht, von Kopf bis zu Fuß vermummt und mit Ketten gefesselt, mit denen er zum Schrecken der Kinder entsetzlich rasselt. Er stellt den Bösen vor, den Christus durch seine Erscheinung in der Menschheit besiegt hat.

Auch diese Wanderungen des Christkindes gingen vom Weihnachtsabend auf die ganze Zeit des weihnachtlichen Festcyclus über. Sie verschmolzen einerseits mit jenen alten heidnischen Umzügen das Ruprecht (Wuotan) s. o. S. 64., andererseits verwandelten sie sich in das Auftreten des Nicolaus, von dem weiterhin noch zu reden sein wird.

Im Laufe der Zeit entwickelte sich aus jenen kirchlichen Liturgien sowohl, wie aus den kleinen außerkirchlichen Aufführungen der Weihnachtszeit ein vollständiges

Drama, in welchem die verſchiedenen Akte der Kindheitsgeſchichte Jeſu zu einem Ganzen vereinigt ſind. In der Kirche waren dieſe Dramen anfangs lateiniſch; Beiſpiele dieſer Spiele aus dem 9. bis 11. Jahrhundert ſind einfach und hoch poetiſch von theilweiſe überraſchender Schönheit. Wir ſehen darin Maria, Joſeph, die Hirten und die drei Weiſen auftreten; auch Rahel, die Stammmutter von Bethlehem, die in rührende Klage über ihre Kinder ausbricht (Math. 2, 18.). Mit der Zeit aber nahmen dieſe kirchlichen Schauſpiele — die Myſterien wie ſie genannt wurden — häufig einen lehrhaften allegoriſchen Charakter an; man verſuchte in ihnen die Adventszeit in ihrer dogmatiſchen Bedeutung darzuſtellen. Da zogen nun die Zeugen Chriſti im Alterthum, die jüdiſchen Propheten, Jeſaias, Daniel, Aaron, Bileam u. ſ. w., vom Kirchenvater Auguſtinus angeführt, vor den Augen der Gemeinde auf den Schauplatz. Drohend ſtellten ſich ihnen die Juden unter einem Erzſynagogus entgegen. Unter dem Hohnlachen dieſer Gegner beginnt ein Wortgefecht; den mit Würde und Ernſt ihre Sache führenden Propheten des alten Teſtamentes kommen die Propheten des Heidenthums zu Hilfe; Virgil und die Sybille. Ein Gedicht des großen römiſchen Dichters Virgil hatte man ſeit dem Kirchenvater Laktanz als Weiſſagung auf den Heiland gedeutet. In demſelben wird während eines glücklichen Ruhepunktes in den unſeligen Bürgerkriegen, die den Untergang der römiſchen Republik herbeiführten, der Conſul Aſinius Pollio be-

glückwünſcht, jetzt ſei die böſe Zeit zu Ende; eine neue Reihe von Weltepochen beginne, und das goldene Zeitalter des Saturnus (ſ. o. S. 47) werde wiederkehren. Wieder kehre die Jungfrau (d. h. die aus Unmuth über die Schlechtigkeit der Menſchen zum Himmel geflohene Gerechtigkeit) und ein Knabe, der jetzt geboren werde, wird mit einem neuen, beſſern Geſchlecht aufwachſen, zwiſchen Göttern und Helden ein mit den Tugenden der Altväter geſchmücktes Leben führen. Glück wird überall quellen; heim kehren die Ziegen mit milchſtrotzenden Eutern, und nicht fürder fürchten die Heerden den gewaltigen Löwen, die Schlange verliert ihr Gift. Wie man in dieſer Schilderung einer neuen paradieſiſchen Zeit eine heidniſche Prophetie auf Chriſtus zu haben wähnte, waren Juden und Chriſten in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung geſchäftig geweſen, alle heidniſche Orakelſprüche in bibliſchem Sinne umzuformen, neue zu erfinden, welche den Sibyllen — jenen angeblichen Weiſſagerinnen des griechiſch-italiſchen Alterthums — in den Mund gelegt waren; und eine bedeutende Sammlung ſolcher vorgeblich heidniſchen Prophezeihungen war bis in das ſpäte Mittelalter im Gebrauche der Theologen. So konnten Virgil und die ſieben Sibyllen auch als Zeugen der Wahrheit neben den jüdiſchen Propheten in den lehrhaften Weihnachtſpielen auftreten. Iſt der Streit dieſer mit den jüdiſchen Prieſtern zu Gunſten der Erſteren entſchieden, ſo folgt die Darſtellung der heiligen Geſchichte Geburt, Engelerſcheinung, Ankunft der drei Könige, die

Reiſe nach Aegypten, der Kindermord mit vielfacher Einmiſchung der Legende aus den apokryphiſchen Evangelien und mit vielen dogmatiſchen Erörterungen, da der Teufel den Glauben der auftretenden Perſonen an die heilige Geſchichte zu ſtören ſucht. Andere Myſterien bewegten ſich mehrfach auf dem hiſtoriſchen Boden der evangeliſchen Geſchichte.

Die volksthümlichen Weihnachtsſpiele dagegen fanden durch Sängergeſellſchaften ihre höchſte Ausbildung im 14. und 15. Jahrhundert. Sie haben ſich unbeachtet von den Vornehmen und Gelehrten noch in einigen deutſchen Landſchaften z. B. im Erzgebirge und bei den ſogenannten Haidbauern um Presburg, in Kärnthen und Schleſien, bald mehr bald minder ausgebildet in lebendiger Uebung erhalten. Beſonders jene ungariſchen Weihnachtſpiele verſetzen uns lebhaft auf die alte Bühne, welche nicht der Kunſtſinn ſondern reger religiöſer Drang der Feiernden errichtete und bei aller Unvollkommenheit mit dem Ernſte heiliger Weihe erfüllte.

Eine halbe Stunde Weges von Presburg liegt das Dorf Oberufer, von einer im 16. Jahrhundert eingewanderten Kolonie deutſcher proteſtantiſcher Bauern bewohnt, welche ihre Verwandten in der Nähe wohnen haben. Hier befindet ſich die Handſchrift eines Weihnachtſpieles ſammt den ausgeſchriebenen Rollen, die Kleidung der Mitſpieler und der ſonſtige Apparat im erblichen Beſitze des Bauers Malatitſch, deſſen Vater ſchon „Lehrmeiſter“ des Spieles war.

Von Zeit zu Zeit werden hienach Aufführungen veranstaltet. Wenn die Arbeit im Herbste zu Ende geht, kommen die Alten und sagen: „Schaut doch zu, ob Ihr das Spiel wieder zusammenbrächtet. Es wäre den jungen Burschen gut, wenn sie sich wieder einmal in der heiligen Schrift befleißigen und vorab die heiligen Gesänge einüben möchten.“ Hält der Lehrmeister es für passend, so wirbt er nun eine Singschule an, deren Mitglieder sich bestimmte Verpflichtungen auferlegen. Während der Zeit der Einübung und der Aufführungen darf Niemand aus der Gesellschaft zu den Dirnen gehen, Niemand weltliche Lieder singen; Alle müssen sich zu einem ehrsamen Leben verbinden und dem Lehrmeister Gehorsam geloben. Jetzt geht es an ein Abschreiben und Ergänzen unvollständiger Rollen, Lernübungen und Gesangstunden. Im ganzen Dorfe wird keine weltliche Musik, kein Pfeifen, keine Drehorgel mehr geduldet. Das Einstudiren ist nicht ganz leicht und wird mit großer Sorgfalt betrieben. Denn das Sprechen erfolgt in einer gewissen feststehenden Tonfolge, und auf jeden Schritt, den die meistens auf- und abwandelnden Darsteller machen, muß je eine Hebung des Verses fallen. Auch hat die Kumpanei einen bedeutenden Vorrath von geistlichen Liedern außer dem Spiele selbst einzuüben. So geht es fort bis der Advent naht. Da ist die „Kumpanei der Singer“ bereit, alle Zurüstungen sind im besten Stande. Aus dem Hause des Lehrmeisters halten die Sänger am ersten Adventssonntag zunächst einen feierlichen Umzug durch das ganze Dorf. Voran trägt Einer den Baum

des Paradieſes, einen ſechs Schuh hohen Kranewitſtrauch mit flatternden Bändern geſchmückt und mit Aepfeln behangen. Hinterher folgt der reich vergoldete Stern, der aus Holz gemacht iſt und zwei Schuh im Durchmeſſer zählt. Er wird auf einer hölzernen Scheere getragen, welche hin und her gezogen und über einen Klafter ausgedehnt werden kann. Dem Sternträger ſchließt ſich das Gefolge der übrigen Spieler, der Engel Gabriel, Joſeph und Maria, Herodes, der Teufel, Hoheprieſter und Schriftgelehrte, Hirten, Hauptleute, Soldaten und Juden an. Auch die weiblichen Rollen werden von jungen Burſchen gegeben. Nach dieſem Umzuge, bei welchem ein geiſtliches Lied nach freier Wahl geſungen wird, verfügt ſich die Kumpanei nach dem zum Spielſaal hergerichteten Raum des Gaſthofes. Hier iſt bei der Eingangsthür ein Raum durch einen Vorhang abgeſondert, er bildet das An- und Umkleidezimmer der Spieler, durch welches auch die Zuſchauer in den Saal treten. In dieſem ſtehen in Hufeiſenform an allen drei Wänden die Bänke für das Publikum, welches zwei Kreuzer für jeden Erwachſenen, die Hälfte für jedes Kind zur Erſtattung der Auslagen beiſteuert. Die Bühne beſteht aus dem mittleren Raum zwiſchen den Bänken, dem jede andere Ausſtattung außer einem Strohſeſſel und einem Schemel fehlt. Steht der Strohſeſſel in der Mitte, ſo iſt Jeruſalem als Schauplatz gedacht, ſetzen die Spieler ſich aber auf den Schemel, ſo iſt Bethlehem Ort der Handlung, und Joſeph trägt, um dies weiter anzudeuten, ein Häuschen von Stroh in ſeiner

Hand. Jeder Scenenwechſel wird durch einen Umzug aller Mitglieder der Kumpanei angedeutet, welche ein beziehungsvolles Lied ſingen, worauf die handelnden Perſonen in der Mitte ſtehen bleiben und der übrige Chor ſingend abzieht.

Schon haben ſich viele der Zuſchauer auf der Straße vor dem Spielhauſe verſammelt. Vor dem Eintritt in den Saal wendet die Kumpanei ſich an ſie mit dem Sterngeſange und grüßt Gott, Vater und Sohn, Maria und Joſeph und das kleine Kindlein, den Grundherrn, den Richter, den ehrſamen Rath ſammt den Geſchwornen und die ganze ehrſame Gemeine.

Grüßen wir ſie durch Sonn- und Mondenſchein,
Der leuchtet über's Meer und über den Rhein!
Grüßen wir ſie durch Laub und Gras,
Der heilige Regen macht uns und euch alle naß!

Grüßen wir ſie durch alle Würzalein,
So viel als in der Erde ſein!

Ein jeder der Begrüßten nimmt feierlich den Hut ab, zuletzt die ganze Gemeinde. Nach Vollendung des Sterngeſanges begeben ſich die „Singer“ in's Ankleidezimmer, während der ſchwarzcoſtümirte und mit langem Schwanz und Hörnern ausgeſtattete Teufel mit einem Kuhhorn in jedes Haus hineintutet und Alle noch Ausbleibenden mit allerlei Späßen zum Spiele ladet. Nun füllen ſich die Bänke des Saales. Es iſt drei Uhr Nachmittags.

Die Kumpanei zieht mit dem Liede „Unſern Eingang ſegne Gott“ in den Saal und ſingt dort im Chore einen Prolog. Dann geht ſie wieder hinaus und nur Maria, ganz in Weiß nonnenartig gekleidet mit einer Krone auf dem Kopf, bleibt zurück, der jetzt der Engel Gabriel erſcheint, um die Geburt des Heilandes zu verkünden. Auch der Engel iſt gekrönt und neigt einen Scepter d. h. einen mit herabfallenden Seidenbändern behängten Stab vor der Jungfrau. Dann folgt nach dem üblichen Zwiſchenliede des Chores Joſephs und Marias Reiſe nach Bethlehem. Joſeph, den das Mittelalter ſo alt als möglich darſtellt, um jeden ſinnlichen Gedanken von der reinen Magd Maria zu entfernen, hat ſeit lange ſein Handwerk nicht mehr üben können. Er hat keinen Groſchen, um die Schatzung zu bezahlen. Maria will das Geld bei einem Freunde des Hauſes borgen, aber Joſeph heißt ſie das Oechslein nach Bethlehem mitnehmen, um es dort zu verkaufen. Bei einem Wirthe, Rufinus wollen ſie einkehren und Ochs und Eſel einſtellen. Dieſer aber hat ſein „Loſament“ ſchon beſetzt und ein anderer Wirth Servilus weiſt „die loſen Bettelleute“ ſchnöde von ſeiner Thür. Maria will vor Angſt und Kälte ſterben, da bietet ein dritter Wirth Titus den Wanderern ſeinen Stall an. Im Stall angelangt, was dadurch angedeutet wird, daß Maria und Joſeph ſich auf den Schemel ſetzen, ſagt die Jungfrau: „Die Zeit iſt ſchon vorhanden, daß ich erlöſt werde von Fruchtes Banden.“ Gleich darauf ſpricht Joſeph: „Uns ward geboren ein Kindlein“ und

verſucht, für das in der Kälte beinahe erfrierende noch einmal beſſere Herberge vom Wirthe zu erlangen; aber vergeblich. Maria bricht in die Klage aus: „O Joſeph mein, wie mag die Welt ſo untreu ſein! Beide wiegen das Kind, das man ſich hinzudenkt, und Joſeph ſingt ein Wiegenlied.

Während Maria und Joſeph auf dem Schemel ſitzen bleiben, leitet die Kumpanei durch einen Umzug eine neue Scene ein. Nach einander treten dann die drei Hirten Gallus, Stichel und Widock auf und klagen über die bittere Kälte, in der einer auf den andern gewartet habe. So ſich unterredend ſtellen ſie, jeder auf ſeinen Hirtenſtab geſtützt, ſich im Dreiecke vor Maria und Joſeph einander gegenüber und unterhalten ſich von der neuen Zeitung, daß des Kaiſers Pfleger Cyrinus eine Schatzung verordnet habe. Bitter beklagen ſie ſich bei dieſer Gelegenheit über die Noth ihrer Armuth. Dabei fällt ihnen der von Ewigkeit auserwählte Meſſias ein. Wie herrlich es wäre, wenn dieſer käme! Dann hätte alle Laſt und Bürde ein Ende! Dann möchten wir frohlocken und vor Freuden ein Gratias ſingen! In dieſem Gedanken ſpringen ſie jauchzend alle drei gleichmäßig vor Freude in die Höhe, kurz darauf aber ſtellen ſie ſich in Reih und Glied und fallen mit einem Schlag der Länge nach auf den Boden, um, das Geſicht auf dem Arm, zu ſchlafen und bald nachher von den ſüßen Wundern zu träumen. Ueber ſie ſchreitet der Engel Gabriel mit gemeſſenem Schritte daher, ſingt das Gloria in excelsis (Ehre

ſei Gott in der Höhe) und dann eine Aufforderung, mit Pfeifen und Schalmeien nach Bethlehem zum Kripplein zu eilen, in der Melodie eines alten ſchönen Wiegenliedes. Ein höchſt wirkſamer Zug! „Wem die kindliche Weiſe des Wiegenliedes beim ſüßen Hinüberſchlummern in ſeiner Kindheit einſt geſungen wurde, fühlt hier, da die Hirten ſchlafen und von der Engelerſcheinung träumen ſollen, wie das Ueberirdiſche in der Erſcheinung des Engels durch nichts beſſer angedeutet werden kann, als durch dieſe Melodie.“ Schon merkt man, wie die Hirten anfangen zu träumen, ſie geben mit ihren Füßen zum Liede den Takt, als wenn ſie laufen wollten. Sie murmeln im Schlafe etwas von einem himmliſchen Lichte, von einer hellen und klaren Engelſtimme, worauf der Engel das Lied anſtimmt:

Vom Himmel hoch da komm ich her,
Ich bringe euch eine gute Mähr!
Der guten Mähr bring ich ſo viel,
Davon ich ſingen und ſagen will.

Jetzt erwachen die Hirten aus dem Schlaf, ſpringen auf und erzählen ſich ihre Träume, wieder auf ihre Stäbe geſtützt, im Dreieck ſtehend, und einander den Rücken zukehrend, um anzudeuten, daß ein Jeder ſelbſtändig für ſich einen verheißungsvollen Traum gehabt. Widoks Bericht lautet:

In Weihnachttagen in der Still
Ein tiefer Schlaf mich überfiel,
Mit Freud ward ich begoſſen.

Mein Seel' empfing mit Süßigkeit
Viel Honig und viel Roſen!

Unter freudigem Geſange, an den Hirten David ſich erinnernd, beſchließen ſie, zur Stadt zu wandern, dem Kinde eine Flaſche voll Milch, ein Lamm und Wolle zu verehren. Sie ziehen dabei im Kreiſe hintereinander her; das iſt die Reiſe nach Bethlehem. Schon ſehen ſie das Strohhaus. Altvater Joſeph heißt ſie eintreten. Sie opfern knieend ihre Gaben. Gallus:

Sei gegrüßt, du Kindlein zart!
Wie liegſt du da elend und hart.
Ein Bett von Stroh, von keiner Feder zart,
Sondern von ſpießigem Heu ſo hart!
Dein Geburtstag nicht zur Sommerszeit
Sondern zu Winters Bitterkeit.
Für Lilien und Roſen weiß
Erwählſt du großen Froſt und Eis.
Dein Wänglein roth, dein Näslein zart,
Wie ſind ſie dir ſo gar erſtarrt.
Und deine gülden Aeugelein
Mit bittern Thränen begoſſen ſein.
Da bring' ich dir ein wenig Woll',
Daß dich die Mutter drein legen ſoll;
Geb' dir ein wenig Mehl noch,
Daß dir dein Mutter macht ein Koch,
Und möcht ich öfter zu dir kemen,
Wollt ich was mehres mit mir nehmen.

Die Hirten gehen zur Hürde zurück; Umzug des Chors.

Dann treten die heiligen drei Könige Melchort, Walthauſer und Kaspar auf mit ihren Pagen, Lakaien und dem Mathematikus Viligrazia. Sie haben das neue und unerhörte Geſtirn wahrgenommen, „wo Venus mit der Sonne ſich conſaminirt“ und in deſſen Mitte eine Jungfrau mit dem Kindlein auf dem Schoß zu ſehen iſt. Sie erkennen, daß der Meſſias geboren iſt, und ziehen nach Bethlehem ab. Wieder Geſang der Kumpanei. Herodes erſcheint, um in ſeinem Königsſaal Gerichtstag zu halten. Vor ihn kommen die drei fremden Könige. Durch ſie erfährt er, daß der Meſſias, der Fürſt, geboren ſei, dem dienen ſolle das jüdiſche Heer. Herodes ermahnt ſie, ihm es anzuzeigen, wenn ſie das Kind gefunden und beräth ſich nach ihrem Abzug mit dem Hohenprieſter und den Schriftgelehrten (Kaifas, Pilatus und Jonas), wae in dieſer gefährlichen Lage zu machen ſei. Er beſchließt, das Kind zu tödten. Der Teufel, dem er ſeine Angſt vor dem neugeborenen Könige klagt, giebt ihm den Gedanken, alle zweijährigen Knäblein in Juda tödten zu laſſen, an die Hand. Er ſträubt ſich zwar, aber der Satan ſagt ihm, wenn er einmal ein Teufel ſein wolle, ſo müſſe er ſolchen Zorn wagen und weder Weibes noch Kindes ſich erbarmen. Eine neue liebliche Scene führt die „Opferung“ der heiligen drei Könige vor; worauf dieſe ſich nebeneinander auf die Knie niederlaſſen, Haupt und Scepter neigen und einſchlafen. Der Engel heißt ſie eine andere Bahn zur Heimath ziehen; ebenſo erhält

Joseph den Befehl, nach Aegyptenland davon zu fliehen, worauf auch die Eltern Jesu die Bühne verlassen. Herodes tritt auf und überlegt noch einmal die Ausführung seines Planes, den er subtil ausführen müsse gleich einem Fuchse, der sein Gespiel mit einer feisten Henne treibt. Doch wie eine Katze die Maus werde er den Widersacher schon ertappen und ihm den Garaus machen. Rahel (bei den jetzigen Aufführungen irrthümlich Maria) naht trauernd und bittet um Erbarmen für so viel unschuldiges Blut; aber Herodes weist sie hart ab und übergiebt dem eintretenden Hauptmann das Mandat zum Kindermorde. Ein Soldat äußert Mitleid; Herodes gebietet, ihn in's Gefängniß zu werfen und zu tödten. Der Hauptmann legt ihm sein Schwert an den Hals und führt den Jammernden ab. Nach einer Pause empfängt der abermals gerufene Hauptmann die Weisung, unverzüglich mit 4000 Knechten zur Ausführung des Blutbefehls nach Bethlehem zu marschiren, und bald darauf ist er wieder da und meldet, daß er mit eigener Hand 100,000 Kinder erschlagen; mehrere Kriegsknechte prahlen mit der ungeheuren Zahl der von ihnen auf die roheste Weise umgebrachten Knäblein. Der Auftritt ist um so wirksamer, als jeder dieser Kriegsknechte eine Puppe auf der Spitze des Schwertes herbei bringt und Herodes zu Füßen wirft, worauf jedesmal ein wimmernder Jude erscheint, die Puppe küßt und damit fortgeht. Unter die Krieger mischt sich auch der Teufel, der zum Kindermorde gerathen hat. Schon spricht Herodes seinen Dank aus und ist

bereit, ſein halbes Reich für den ihm geleiſteten Dienſt zu verſchenken, da ergreift ihn mächtig das Wort des Hauptmanns „Doch den neugeborenen König han wir nicht funden.“ Herodes bekennt „jetzt bin ich halber todt, dieweil geboren iſt ein neuer Gott“ und will dann aufſpringen, um das Chriſtkind ſelber zu ſuchen, bleibt aber auf dem Stuhle — der, wie man ſich erinnern wird, Jeruſalem andeutet — ſitzen und ſenkt das Haupt; eine Pauſe tritt ein, während welcher, wie man hören kann, die mit dem Spiel vertrauten Zuſchauer ſich zuflüſtern: „Jetzt wird er närriſch“ (wahnſinnig). Dann bewegt er langſam ſein Haupt, ſo daß ſein Helm raſſelt, und ſtößt mit gebrochener Stimme die Worte aus: „Ach! ach! und aber ach! wie bin ich heut ſo ſchwach!“ Indem kommt der Engel herein, bei deſſen Nahen der Teufel flüchtend die Bühne verläßt und übergiebt den Tyrannen den hölliſchen Mächten, „damit ſie ihn in ihr Neſt führen“ und ihn, der immer ihr Diener war, mit dem hölliſchen Königsmantel und hölliſcher Königskrone bekleiden. Feierlich und bewegt wie vor einer Hinrichtung legt Herodes die Zeichen der Gewalt, Helm und Schwert, von ſich. Während die Kriegsknechte mit gekreuzten Schwertern ſich in zwei Reihen vor ihn ſtellen, als wollten ſie ihren Herrn noch vertheidigen, hört man draußen mit fürchterlichem Ton das Kuhhorn des Teufels, der nun mit Ungeſtüm hereinbricht. Angſtvoll fleht ihn Herodes um Schonung an und verſpricht ihm in wirkſamer Steigerung zuerſt ein paar ſchwarze Ochſen, ein paar Rappen, das

halbe Königreich. Umsonst, der Böse wirft ihm eine eiserne Kette um und schleppt ihn unter dem Ausruf „Reiß, Teufel reiß!“ fort. Alle Personen des Spiels eilen hinaus, nur der Hauptmann bleibt zurück und will sich erstechen. Die Kumpanei hält ihren letzten Umzug mit dem frohen Gesange „Seid fröhlich und jubiliret Jesu dem Messiä“, worauf der Engel in einem Epiloge den Schluß macht.

Unmittelbar auf die Aufführung dieses „Christkindelspieles“ folgt tiefsinniger Weise die Darstellung eines Paradiesspieles, in welchem in ähnlicher Art wie im ersten die Geburt des zweiten Adams, so die Schöpfung und der Sündenfall des ersten Adams mit Hindeutung auf die Erlösung zur Anschauung kommt. Dieselben Personen, welche im ersten Stücke auftreten, spielen mit verändertem Kostüm auch im Paradiesspiel, und zwar giebt der Altkönig Melchert Gott Vater, Kaspar den Adam, Maria die Eva. Die Scene wird blos durch den Paradiesesbaum angedeutet.

Inzwischen sind zwei Stunden vergangen, und das zwiefache Schauspiel geht zu Ende. Ist jetzt noch schaulustiges Publikum vorhanden, so fangen die Sänger wieder von vorne an und setzen dies fort, so lange noch Jemand zuhören will, oft dreimal an einem Nachmittage bis in die späte Nacht hinein.

Bei allen späteren Aufführungen gesellt sich als drittes Stück dem Christkindelspiel und Paradiesspiel noch ein lustiges Fastnachtspiel zu, in welchem ein Schuster zu

einem Stelldichein bei einer Schneiderin ſich einfindet und von den Nachbarn verrathen, vor dem wüthenden Schneider ſich nur dadurch rettet, daß er ſich als Geiſt maskiert. In dieſem Faſtnachtſpiele darf jedoch keine der heiligen Perſonen mitſpielen, Herodes muß den Schuſter, der Hauptmann des Herodes die Schneiderin geben.

In der beſchriebenen Weiſe wiederholen ſich die Aufführungen der drei Stücke während der ganzen weihnachtlichen Feſtzeit jeden Sonntag und Feiertag. Mittwochs hält die Kumpanei für ſich eine Probe-Vorſtellung; während der übrigen Wochentage aber wandert ſie über Land auf benachbarte Dörfer, um auch da zu ſpielen. Voran trägt der Hauptmann des Herodes den Stern, die anderen folgen. Wohin ſie kommen, überall muß feierlicher Ernſt ſie empfangen, wenn man anders ihr Bleiben wünſcht. Hat aber eine Ortſchaft, der eine Singergeſellſchaft von auswärts ſich naht, ſchon ihr eigenes Weihnachtſpiel ausgerüſtet und eingeübt, ſo rückt die einheimiſche Kumpanei der fremden entgegen, und die beiden Hauptleute, welche den Stern vortragen, beginnen einen Wettkampf in Räthſelfragen, die meiſtens der Bibel entnommen ſind. Der Sieg in dieſen entſcheidet über die Frage, welche Geſellſchaft ihr Spiel aufzuführen berechtigt ſein ſoll.

Wenn uns in dieſen alterthümlichen Weihnachtſpielen deutſcher Bauern die ſtrenge Keuſchheit volksmäßiger Kunſt wohlthuend berührt, welche mit den geringſten äußern Mitteln alle Momente der Handlung zur An-

schauung zu bringen weiß, so zeigen polnische Festspiele, bis zu welchem Grade eine zügellose und verwilderte Einbildungskraft den reinen Gedanken des Festes zu verhüllen vermochte. In der Gegend von Krakau pflegen die Knaben in verschiedenen Verkleidungen die mit dem Christkindel und anderen Papierfiguren ausstaffirten Krippen zu umtanzen und dabei verschiedene Gespräche abzuspielen. Der Esel und der Ochse stehen vor der Krippe und Joseph mit silbergrauem Barte nimmt zugleich mit Marien die Huldigungen der Vortanzenden an. Aus dem nachbarlichen Thürmchen kommt vor Allem ein untersetzter breitschulteriger Pole mit verrostetem Türkensäbel; ihm gegenüber tritt in ehrbarer Haube eine alte Matrone auf. Nach gegenseitigen Begrüßungen und nachdem sie zuvor eine Polonaise getanzt, treten sie ab und machen einem schmächtigen Manne Platz, welcher behend und munter herumspringt. Nun wackeln ein Deutscher in seiner weiten Pluderhose und seine Frau Gevatterin schwerfällig daher, als plötzlich ein flinker Lanzknecht mit tollem Lärm auf die Scene springt und mit der derben Rechten herumfuchtelnd, die Zuhörer zurückdrängt. Gleich nach ihm erscheint ein stämmiger Krakuse in granatfarbenem mit Schnörkeln und Schnüren reich besetztem Rocke, langen erzbeschlagenen Riemen und hohen Stiefeln. Eine rothe Mütze mit einer Pfauenfeder dran hat er auf's rechte Ohr geschoben und in der Hand einen Knotenstock, tanzt er und treibt dann den prahlerischen Lanzknecht fort, welcher inzwischen allerlei Zoten riß, und bringt sein

Käthchen bei Seite. Ein ſchlanker Gorale mit zerriſſenem Bärenpelze erſcheint nun auf dem Schauplatz, von einem wandernden Tagelöhner begleitet, während auf der andern Seite der hochmüthige König Herodes mit ſeinen hinterliſtigen Ohrenbläſern den Juden, ſich herumwälzt. Der ganzen Welt mit ſeinem Scepter drohend, giebt er dem mageren Tode einen Schlag auf den Kopf, als dieſer eben im Begriff ſteht, ſeiner Kühnheit mit der Senſe ein Ende zu machen. Endlich aber fällt Herodes doch dem Tode zum Opfer. Daſſelbe Loos erfährt der eine Jude. Sein Weib Rebekka bricht in heftige Thränen über ihres Mannes Verluſt aus, aber der Teufel packt ſie ſammt dem Leibe des Gatten und ſchleudert beide in die Hölle. Eine alte Hexe macht Butter und trinkt die Sahne ab. Auch ſie verfällt dem Tode, der nur auf inſtändiges Bitten einen Bettler mit ſeinem Beutel verſchont, in welchem derſelbe von den Zuſchauern die Gaben für das „Krippelſpiel" einfordert.

Zu dramatiſchen Auftritten ganz anderer Art gab die Feſtfeier des vierten Weihnachtstages, des Tages der unſchuldigen Kindlein Veranlaſſung. Zur Erinnerung an dieſe erſten Märtyrer der Kirche ließ man alle kirchlichen Funktionen des Tages durch Knaben verrichten. Mit der Zeit kam es dahin, daß ſchon am Nikolaustage die Kinder ſich aus ihrer Mitte einen Biſchof wählten, welcher bis zum 25. Dezember in ſeiner Würde verblieb und die kirchlichen Gebräuche nachahmte. Dieſer Kinderbiſchof hatte eine ganze Hierarchie von niederen Geiſtlichen

unter sich. Der prophetische Esel des Bileam spielte bei diesen von Kindern ausgeführten geistlichen Funktionen als Verkünder des Sterns der drei Könige, deren Ankunft das Blutbad in Bethlehem herbeigeführt hatte, eine große Rolle. Er wurde feierlich zum Altar geleitet und da mit einem Liede begrüßt. In Hamburg durfte die Schuljugend schon am Andreastage (30. November) sich einen Kinderabt wählen, welcher im Prälatenschmuck ihren Processionen voranging und in den Kirchen und bei sonstigen Feierlichkeiten alle Vorzüge genoß. Am Nicolaustage mußte er jedoch seine Würde niederlegen, um dem Kinderbischofe zu weichen, welcher bis zum Tage der unschuldigen Kinder im Amte blieb. Eine eigene Vereinbarung zwischen Rath und Kapitel verordnete 1305 das Wahlverfahren dahin, daß das Recht der Wahl den Kinderdomherren d. h. einer Reihe von Domschülern zustehen sollte; bei Wahlstreitigkeiten präsentirte das Kapitel einen Kandidaten, der dann gewählt werden mußte. Der erwählte Kinderbischof zog sofort in bischhöflichem Ornate in den Dom, wo er auf dem Altar einen Ehrenplatz einnahm und dem Gottesdienste beiwohnte, nachher auch selbst eine geistliche Rede hielt. Darauf folgte der feierliche Umzug durch die Stadt, voran der Kinderbischof zu Pferde und hinterdrein die übrige Jugend, theils in priesterlichen, theils in anderen Masken, und ein Festzug beschloß den Freudentag. Dies wiederholte sich jeden Sonntag bis zum 25. Dezember. Ernst und Weihe konnte bei derartigen Bräuchen nicht lange andauern. Aus dem Kindergottesdienste wurde ein

„Fest der Narren und Esel", wie man es ausdrücklich benannte. Die Kleriker, zumal in Frankreich, wählten unter sich einen Narrenbischof, den sie mit lächerlichen Ceremonieen weihten, das Hochamt im kirchlichen Schmuck verrichten und zuletzt den Segen ertheilen ließen, wobei man das bischöfliche Kreuz, Bischofsmütze und Stab vor ihm hertrug. In Kirchen, welche unmittelbar unter dem Papste standen, stellte man sogar einen Narrenpapst auf, dem ebenso komisch päpstliche Kleidung angelegt wurde, worauf er als Papst in der Kirche celebrirte. Bei diesen Gelegenheiten erlaubte man sich denn auch im Gotteshause selbst allerlei Maskeraden, Tänze und poffenhafte Schaustellungen aufzuführen, mit Eseln Scherz zu treiben, und so fehlte es nicht an vielfacher Herabziehung dessen, was sonst dem Volke das Heiligste war. Diese ausgelassene Lustigkeit, welche zum Gegengewicht gegen die übergroße Erhabenheit des Dogmas diente, in welche die gläubige Betrachtung sich sonst vertiefte, ging auf die Königshöfe und in die adelichen Burgsitze des Mittelalters über. In diesen wurde, zumal in England, für die Weihnachtszeit ein eigener „Lord der Ungebühr" gewählt. Züchtiger blieb die Sitte in den Familien niederen Standes, welche ihrerseits der Kirche ebenfalls nachahmten. In Belgien dürfen die Kinder am 25. Dezember im Hause die Herren spielen. Da sieht man sie bald geschäftig, sich als Papa und Mama herauszuputzen. Des Vaters oder Großvaters Weste, Schlafmütze, Rock und Stock, das Morgenkleid der Mutter, ihre Haube, ihre Schürze

und ihr Schlüſſelkorb ſind flugs die Beute der Kleinen, welche, damit angethan, ſich nach Möglichkeit ihre vorübergehende Würde zu Nutze machen. Sie laufen Trepp auf und Trepp ab, um hier den Diener zu ſchelten, dort der Magd zu befehlen, ja den Eltern ſelbſt dies und jenes aufzutragen. Das jüngſte Mädchen darf in der Küche die Mahlzeit anordnen, welche jedoch unfehlbar aus Reisbrei, Pfannekuchen und Waffeln beſteht. Die Kinder der Armen halten eine reiche Ernte, indem ſie, mit einem Korbe bewaffnet, an jeder Thür ihr „Junge Frau, Mütterchen und Väterchen ſind da!“ ertönen laſſen und bald eine Bürde von Lebensmitteln nach Hauſe tragen können. Sogar auf die Penſionate und Nonnenklöſter erſtreckt ſich die Freiheit des Tages. In dieſen trägt die jüngſte Nonne die Schlüſſel und darf Oberin ſpielen, ja die geiſtlichen Namen der Schweſtern werden vertauſcht, ſo daß die Jüngeren die der Aelteren überkommen; in den Penſionaten wechſeln Schülerinnen und Lehrerinnen die Rolle.

In manchen Gegenden Deutſchlands hat ſich von den mittelalterlichen Gebräuchen am „Kindeltage“ die Sitte erhalten, daß die Kinder mit Gerten von Wachholder oder Tannen umherziehen und die Erwachſenen unter Rutenſchlägen um eine Gabe bitten; friſches Leben und Geſundheit den Gebern anwünſchend. Man heißt das „Kindeln, Fitzeln oder Pfeffern.“

Erhöht wurde die Mannigfaltigkeit und Fülle der weihnachtlichen Feſtſitten durch den Brauch, der ſich an

die Gedenktage des Stephanus, der Apostel Johannes, Thomas und Andreas, so wie an den Tag des h. Nikolaus anschlossen. Je loser der Gedankenzusammenhang war, der diese Festtage mit der Idee der Weihnachtzeit verband, desto weniger Beziehung auf die evangelische Legende spricht sich in ihnen aus. Der Bannerträger Christi, der erste Blutzeuge Stephanus, erschien dem Mittelalter wie ein Siegesheld, ihn stellte es sich vor auf weißem Rosse, die Fahne seines Herrn den todesmuthigen Bekennern rittermäßig vorauftragend. Und er war es zuerst gewesen, dem die junge Christengemeinde die Austheilung ihrer Liebesgaben, das Diakonenamt anvertraut hatte. In der Zeit, wo die höchste Liebe den Menschen immer neu zum Bewußtsein kam, trug er als Abbild davon den Kindern die Geschenke der Liebe ins Haus. In Friesland fand die Bescheerung am zweiten Weihnachtstage statt. Auf weißem Hengste kommt dann der Heilige über die Haide geritten, auf dem er eine ganze Kiste voll „Steffensgüter“ für die Artigen festgebunden hat. Auf seinem Rosse macht er — wie man glaubt — vor Sonnenuntergang die Reise durch ganz Schweden. Dieses Roß bewirkte, daß ihn das Mittelalter zum Patron der Pferde erkor. Am Stephanstage ritt man die Pferde aus, um ihnen für das folgende Jahr Gesundheit zu sichern und eben dann ließ man ihnen zur Ader. In Schweden stellt man zu Ehren St. Stephans einen Wettritt an.

Von Johannes, dem Jünger der Liebe, ging die Le-

gende, die Epheſer hätten von ihm einen ſichtbaren Beweis für die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens verlangt. Da ſei auf ſein Gebet das wunderbare Götterbild der Diana in ſich zuſammengeſtürzt. Der Prieſter des Tempels aber, Ariſtodemos, habe noch ein weiteres Zeichen gefordert und einen Becher mit Gift herbeigebracht, der ſchon mehrere Verbrecher ins Jenſeits hinüberbefördert hatte. Der Apoſtel ſegnete den Trunk mit dem Kreuz. Eine Schlange ringelte ſich aus demſelben hervor und nun trank Johannes nicht allein ohne Schaden für ſich den Becher leer, ſondern er erweckte auch die ſchon vergifteten Miſſethäter. Dieſe Legende knüpft an die künſtleriſche Darſtellung des Apoſtels mit Kelch und Schlange an. Ihrerſeits aber iſt ſie Veranlaſſung geworden, am 27ſten December mit vieler Feierlichkeit einen Trank — den St. Johannisbecher — in den Kirchen einzuweihen und an die Laien zu vertheilen, die einen Theil davon in der Kirche genießen, das Uebrige zum Gebrauche mit ſich nach Hauſe nehmen. Der Genuß dieſes geweihten Johannisweins oder Johannismeths ſollte Menſchen und Vieh gegen Gift und alle ſonſtigen ſchädlichen Einflüſſe ſchützen, die Männer muthig und die Frauen ſchön machen und den menſchlichen Unternehmungen, Kriegsfahrten, Reiſen und Eheſchließungen Glück verleihen. Man nannte die Sitte den St. Johannisſegen oder St. Johannisminne trinken. Letzterer Ausdruck (ſ. o. S. 69) lehrt, wie in dieſem Brauche alte heidniſche Erinnerungen mit chriſtlicher Legende ſich verbanden. Wenn man ehedem am

Julfeſt der Götter Minne trank, ſo ſpricht nun in ſchwäbiſchen Landſchaften der Prieſter die höhere Bedeutung des Weihnachtstrunkes mit den Worten aus: „Trinkt aus dieſem Kelche die wahre chriſtliche Bruderliebe!“ worauf die Kirchleute mit dem Reſte ihres Johannisſegens heimgehen und denſelben unter alle ihre Hausgenoſſen austheilen.

St. Andreas, deſſen Feſt am 30. November die Adventszeit einleitete — er zuerſt hatte Chriſti Einladung zur Nachfolge „Kommt und ſehet“ entſprochen und auch ſeinen Bruder Petrus herbeigeführt mit den Worten: Wir haben den Meſſias gefunden — Andreas alſo galt ſchon frühe für den ſanfteſten aller Apoſtel, weshalb man ihn (ſ. o. S. 99) als Eheprokurator in der Vigilie ſeines Gedenktages anrief. Am Vorabend deſſelben (29. Nov.) ſprachen die heirathsluſtigen Mädchen einen Reim, dann ſollte ihnen ihr künftiger Bräutigam im Traume erſcheinen. Ihn ſelber herbeizuzaubern ſchloß die neugierige Jungfrau ſich entkleidet nach Einbruch der Nacht in ihre Schlafkammer ein, füllte zwei Becher, den einen mit Wein, den anderen mit Bier und ſetzte ſie auf den weißgedeckten Tiſch. Dann betrat ſie wenigſtens mit einem Fuße das Lager, das ſie künftig mit dem Gatten zu theilen berufen ſein ſollte, und ſprach:

Bettſpond ich trete dich,
Sankt Andreas ich bitte dich,
Laß mir erſcheinen
Den Herzallerliebſten meinen.

Und nun übertrug ſich aller jener mannigfache Aberglaube, der die Erforſchung des künftigen Bräutigams bezweckte und wie einſt in der Julnacht, ſo jetzt noch am chriſtlichen Weihnachtsabende und in der Neujahrsnacht geübt wurde (ſ. o. S. 71. 72.) auch auf den Andreastag.

Eine beſonders hervorragende Rolle aber wies die Volksſitte dem heiligen Nikolaus in der Weihnachtszeit an, dem kinderliebenden Biſchofe von Myra, der ſo ſchon ein Abbild des Heilandes ſchien, welcher die Kindlein zu ſich kommen hieß und auf den reinen Kindesſinn ein ſo großes Gewicht legte. Noch mehr; der Name Nikolaus, Volksbeſieger, machte den Gedanken an den Siegesfürſten Chriſtus rege, der Hölle und Teufel überwindend in die Welt trat, um das Gottesreich aufzurichten, und der nach der Offenbarung St. Johannis einſt wiedererſcheinen ſollte auf weißem Roſſe, um im zweiten Advent (d. h. bei ſeiner zweiten Ankunft auf Erden) ſein Werk zu vollenden, das Paradies unverlierbar wiederherzuſtellen (ſ. o. S. 100). Aus dieſem Ideenkreiſe ſchöpfte das Volksbewußtſein, indem es die Figur des Nikolaus zu einer höchſt bedeutſamen in dem weihnachtlichen Cyclus erhob. In den Niederlanden ſagt man, daß Biſchof Nikolaus auf ſeinem weißen Schimmel durch das Land reite, um den artigen Kindern etwas zu beſcheeren, die faulen und unnützen mit Ruthen zu ſtrafen. Die Kinder ſingen davon:

St. Nikolaus, der gute Mann,
Zieht ſeinen beſten Tabbaard (Rock) an,
Er reitet damit nach Amſterdam,

Von Amſterdam nach Spanien,
Holt Aepfel von Oranien (Orangen).
Er giebt den kleinen Kindern was,
Die großen läßt er laufen,
Die können ſich ſelbſt was kaufen.

Der Nikolausabend (5. Dec.) iſt ein Tag allgemeiner Freude; dann ſtrahlen alle Läden in hellem Lichterglanze, zumal die der Zuckerbäcker, welche allerlei Figuren „St. Niklasgut“ mit vielem Goldſchaum beklebt zum Kaufe feil haben. Käufer und Schauluſtige wogen durch den Bazar, in den Gewölben werden Preiſe ausgedreht und die Kinder harren mit geſpannter Erwartung der Nacht entgegen, in der der Heilige die Häuſer beſucht. Ehe ſie ſchlafen gehen, ſtellen ſie ihre niedlichen Schuhe in die beſte Stube des Hauſes und ſtecken etwas Heu und Hafer oder eine Mohrrübe hinein, damit das wegmüde Roß des heiligen Biſchofs etwas Erquickung finde. Mit ernſter Miene wird alsdann das Zimmer von den Eltern verſchloſſen und am andern Morgen eben ſo feierlich in Gegenwart der ganzen Familie wieder geöffnet. Da zeigen denn umgeworfene Stühle und Tiſche, daß ein fremder Gaſt da war, und die hineingeſtellten Schuhe weiſen ſtatt des Futters Aepfel, Birnen und anderes Naſchwerk, aber auch ſonſt noch niedliche Gaben verſchiedener Art auf. Sind die Eltern zu arm, um ihren Kindern ſolche Freude bereiten zu können, ſo heißt es, das Roß oder der Eſel des Heiligen habe gläſerne Beine, ſei ausgeglitten und könne nicht kommen.

An manchen Orten der Niederlande geht oder reitet ein als Biſchof gekleideter Mann von Haus zu Haus, verhört die Kinder, lobt oder tadelt ſie und verſpricht ihnen bei ſtiller Nachtzeit wiederzukommen. Dann zieht er — wie die Kleinen ſich zuflüſtern — hoch durch die Luft daher und wie vom Himmel herab wirft er ſeine Gaben durch den Rauchfang in die harrenden Kinderſchuhe herab.

In ähnlicher Weiſe hält die Geſtalt des heiligen Nikolaus in Oeſterreich, Baiern, der Schweiz, ſo wie im Elſaß und in einigen ſchwäbiſchen Orten in biſchöflichem Ornate während der Weihnachtszeit ihren Umzug in den Dörfern, mitunter von einem Engel im Chorhemde begleitet. In Steiermark bildet ſeine Geſellſchaft dagegen der Bartel, ein Mann mit geſchwärztem Geſicht, Hörner auf dem Kopf und Ketten, der dieſelbe Bedeutung hat, wie der Hanstrapp als Gefolgsmann des Chriſtkindes. Es werden vielfach Kuchen gebacken, welche ihn ſo zu Fuß oder zu Pferde darſtellen. In norddeutſchen proteſtantiſchen Landſchaften dagegen iſt unter dem Landvolk die Sitte verbreitet, einen bärtigen, in große Pelze oder auch Erbsſtroh gehüllten Mann am Weihnachtsabend meiſtens zu Fuß, zuweilen auch auf weißem Pferde auftreten zu laſſen, welcher die Kinder fragt, ob ſie brav beten können und, wenn ſie die Probe beſtehen, dieſelben mit Obſt und Backwerk beſchenkt, dagegen die, welche nichts gelernt haben, in ſeinem Sacke mit ſich fortzuführen droht. Dieſe Figur heißt in Mecklenburg der rauhe

Klaas, in der Altmark, Braunschweig, Hannover bis nach Ostfriesland bloß Klaas oder Bullerklaas; an manchen Orten wird er von dem Aschenbeutel, mit welchem er die unfrommen Kinder schlägt, der Aschenklaas genannt. Es ist der heilige Nikolaus, im Laufe der Zeit seiner kirchlichen Würde entkleidet.

Da diese Umzüge des Bischofs von Myra sowohl mit dem alten heidnischen Umritte des Schimmelreiters und den Wanderungen des Ruprecht (s. o. S. 63), als mit der Einkehr des Christkindes (s. o. S. 101 ff.) große Aehnlichkeit hatten, so verschmolzen sie mit letzteren vielfach in eins. So wechselt in der Mittelmark der Ausdruck Knecht Ruprecht und „der heilige Christ" für die pelzbehangene Schreckgestalt mit der langen Ruthe. In einigen niederschlesischen Gegenden treten das Christkind und der Knecht Ruprecht zusammen auf, und an einigen Orten im Böhmerwalde vereinigen sich gar der heilige Christ, St. Nikolaus, St. Petrus, ein Engel und Ruprecht zum Adventsumzuge.

So knüpfte in bedeutsamer Weise die Gegenwart an die Vergangenheit, die theuersten Erinnerungen und Vorstellungen des Volkes rannen in einander und heidnische Sitte verklärte sich durch die Aufnahme tiefer christlicher Ideen. Nicht anders war dies im Gebiete des populären Glaubens der Fall. Noch immer sah die Phantasie des einfachen Landmanns im tobenden Sturm den alten Wodan zu Roß oder zu Wagen um die Zeit der Winterſonnenwende mit seinem Jagdgefolge durch die

Lüfte rasen (s. o. S. 61 fgg.), da suchten fromme Geistliche des 14ten Jahrhunderts der Erscheinung eine andere Deutung zu geben. Die Jagd, welche im Windeswehen um Weihnachten klagend und singend durch die Wälder zieht, war nach ihnen der Engel Gabriel mit seinen Hunden, und diese Auffassung drang vereinzelt in die Gemeinden ein. In Staffordshire nennt man daher die wilde Jagd Gabriel hounds (Gabriels Hunde) und zu Lembeck in Westphalen „Jagd des Engels“ (de engelske jagd). Ihre Erklärung findet diese Vorstellung durch mehrfache kirchliche Kunstwerke des 14ten Jahrhunderts, in welchen der Engel Gabriel als Jäger dargestellt ist, wie er in ein Hifthorn stößt, aus dem auf langem Bande die Worte sich entfalten: Gegrüßt seiest du Gnadenvolle, und wie er vier Bracken am Seile hält, welche ein Einhorn in den Schoß der Jungfrau Maria jagen. Die Jagdhunde sind durch Beischriften als die vier Tugenden Wahrheit, Gerechtigkeit, Friede und Erbarmen bezeichnet. Gott selbst wurde im Mittelalter als der Himmeljäger betrachtet, welcher sein eingebornes Kind auf die Erde trieb; das Einhorn, von dem im Alterthum die Sage ging, daß es durch keine Tapferkeit der Jäger gefangen werde, aber zu einer reinen Jungfrau kommend von seiner Wildheit lasse und den Kopf in ihren Schoß lege, war seit dem 11ten Jahrhundert ein geläufiges Bild für Christus. Nun hatte um das Jahr 1140 der heilige Bernhard von Clairvaux in einer schönen Parabel den Psalmspruch 85, 11. „Barmherzigkeit und Wahrheit wer-

den ſich begegnen, Gerechtigkeit und Friedſamkeit ſich küſſen" auf die Menſchwerdung des Heilandes angewandt. Vor den Thron Gottes, ſagt er, traten die Tugenden der Gerechtigkeit und Wahrheit und forderten des ſündigen Menſchen Tod; da begaben ſich die Barmherzigkeit und Friedſamkeit zum Herzen des Vaters und verſtummten nicht mit unabläſſigen Bitten um Gnade. Bei dieſem Widerſtreit der himmliſchen Tugenden bewegte des Ewigen Herz der geheimnißvolle Rathſchluß der Erlöſung. Er ſchrieb mit dem Finger das Urtheil: „Es geſchehe ein guter Tod, und Wahrheit und Gerechtigkeit, eine jede hat, was ſie will". Die Tugenden waren erſtaunt ob der Tiefe dieſes Ausſpruchs, denn ſchlimm ſei des Sünders Tod, aber gut, groß und göttlich der Tod eines Heiligen, der aus Liebe ſterbe. Sie zogen aus, dieſen Gerechten zu ſuchen, aber auf Erden fanden ſie ihn nirgend. Nur einer, der Gottesſohn ſelbſt, vermochte die Bedingung zu erfüllen und er ſandte den Engel Gabriel, um der Tochter Zion anzuſagen: „Siehe, dein König kommt!" Dem kommenden König eilten Barmherzigkeit und Wahrheit voraus, und Friede und Gerechtigkeit zogen mit ihm in's Land und küßten ſich, nachdem ſie ehedem nicht wenig uneins zu ſein ſchienen. — Dieſes in der Folge weitverbreitete Gleichniß wurde die Veranlaſſung, in ſinnvoller Symbolik den Hunden des Engels Gabriel die Namen jener vier Tugenden beizulegen, um anzudeuten, daß mit des Gottesreiches Niederkunft ins Menſchenleben jeder

Zwiespalt versöhnt, und Friede auf Erden fortan die Losung sei in Ewigkeit.

Weit weniger tief und gedankenvoll war die Umwandlung, welche Wodans Fahrt mit den Geistern der Todten in Böhmen am St. Thomastage erlitt. In dem kleinen Marktflecken Horazdiowitz wähnt man, daß der Apostel Thomas am Abende seines Tages auf einem feurigen Wagen über den Ring (Marktplatz) fahre. Auf dem Kirchhofe warten schon alle Todten auf ihn, welche Thomas hießen, helfen ihrem Patron aus dem Wagen und gehen mit ihm zum Kreuze, welches dabei in rothem Glanze aufflammt und Strahlen von sich wirft. Hier sinkt St. Thomas auf die Knie, um zu beten, ertheilt seinen Namensbrüdern den Segen und verschwindet.

Federn spleißend sitzen an diesem Abende die Hausgenossen um den Tisch am Ofen. Der Familienvater erzählt, wie er schon einmal den Heiligen gesehen. Da schlägt es zwölf. In diesem Augenblicke fährt ein verkleideter Freund des Hauses mit einem fackelbesteckten Wagen über den Marktplatz, die Kinder und das Gesinde beten geängstigt den Thomassegen und der Vater ruft andächtig: „Heiliger Thomas, beschütze uns vor allen Uebeln!“ Um zwei Uhr bleibt ein Nachtwächter vor dem Hause stehen mit langem Barte und einer Bischofsmütze, einen großen Kettenhund neben sich führend, bläst sein Horn und singt:

Meine Herrn und Frauen laßt euch sagen,
Die heilge Glocke hat grad zwei Uhr geschlagen.

Nehmt's euch in Acht vor Feuer und Licht,
Daß euch durch den heilgen Thomas nichts geschicht

Der Hausvater geht hinaus vor die Thür, giebt i
Nachtwächter einige Kreuzer und kehrt dann mit
Meldung in die Stube zurück, der Heilige lasse die Kin
schön grüßen und sie möchten doch recht fromm und f
sam sein, bis er im nächsten Jahre wiederkomme. Dar
wird das ganze Haus noch einmal durchsucht, jede S
im Stall mit geweihtem Salz und Dreikönigswasser
sprengt, wozu man spricht: „Beschütze dich der hei
Thomas vor jeder Krankheit!" und die ganze Familie
giebt sich zur Ruhe. Es ist deutlich, daß hier die l
fahrt des alten Sturmgottes Wodan in eine Umfahrt
Apostel Thomas gedeutet wurde, welcher komme um
Kreuze betend die nächste Nähe des heiligsten Wuni
zu verkünden.

Die Nähe des Weihnachtsfestes ließ an diesem
schon das Dreikönigswasser seine zauberhafte Kraft
üben. Der Dreikönigstag war ja der Tauftag Ch
(s. o. S. 79). Er hatte durch sein Hinabsteigen in
Fluten des Jordan das Wasser geheiligt. Der Vo
glaube verstand dies in sinnlicher Weise und schon
den Tagen des heiligen Chrysostomos holten die L
in der Mitternacht des Epiphanienfestes Krüge voll
fers, welches mehrere Jahre frisch bleiben sollte;
Deutschland geschah dies bis auf neuere Zeit. Di
Wasser schrieb man die Kraft zu, alle Künste und
wirkungen des Teufels auf Menschen und Vieh zu n

zu machen. Von der alten orientaliſchen Weihnacht am 6. Januar übertrug ſich der Gebrauch auf das occidentaliſche Chriſtfeſt. Auch in der Chriſtnacht am 24. December wurde eifrig heiliges Waſſer (heilwâc) aus Quellen und Bächen geholt; ſchweigend und um Mitternacht, damit es nicht ſeine Kraft verliere. Im Alpthal ſpricht der Hausvater über dieſes Waſſer die Worte: „Heiliwag, Heilienag! Glück ins Haus! Unglück hinaus!“ Das Epiphanienfeſt feierte aber zugleich die Erinnerung an das Wunder der Weinverwandlung auf der Hochzeit zu Kana. Solche Begebenheit ſah der Glaube jedes Jahr ſich wiederholen. Man erzählte von Quellen und Flüſſen, welche in der Nacht am 5. Januar ſich plötzlich in Wein verwandelten. Auch dieſes Wunder überkam die Chriſtnacht im December. Im Augenblicke der göttlichen Geburt ſoll dann in allen Brunnen Waſſer ſtatt Wein fließen. Ein jeder kann ſo viel Wein holen, als er will; aber nur wer reines Herzens und voll heiliger Scheu herzukommt, erfährt den Segen der Stunde. Wer neugierig und voll ſinnlichen Gelüſtes dem Wunder ſich naht, verfällt dem Böſen. Ein Geiſt des Abgrundes ſteht hinter ihm und ruft: „Alle Waſſer ſind Wein; deine Augen ſind mein!“ und er erblindet.

Chriſti Geburt brachte das Paradies wieder; die alte Schlange, durch deren Schuld die erſten Menſchen die Unſchuld verloren, war durch des Erlöſers Menſchwerdung beſiegt; die Mächte der Finſterniß *flohen* beim Nahen des fleiſchgewordenen Gottes. Solche Betrach-

tungen frommer Kirchenväter eignete die gläubige G
meinde wörtlich ſich an und bald ſah das Auge ihr
Geiſtes in der Stille der Weihnachtsnacht feurige Schla
gen durch die Luft fliehen. In den Kirchen ſtellte m
die Beſiegung der Schlange durch die Geburt des H
landes ſymboliſch dar, indem man während des Geſang
„Den die Hirten lobten ſehre“ hölzerne Schlangen h
und her agiren ließ, welche aus einzelnen Klötzchen z
ſammengefügt waren und ſcheerenartig aus einander g
zogen und wieder in einander geſchoben werden konnte
Auf jedem Gliede brannte ein Licht. „Es war nic
ohne Glanz und Eindruck, wenn bei den einzelnen Verſ
des Liedes je nach dem Tone die Schlangen mit ihr
Lichtern weit über die Emporen in die dunkelen unter
Räume hineinzuckten, bald wieder in kleineren Dime
ſionen ſich bewegten.“ Bei den Slovaken liefen die Ki
der auf der Straße mit ſolchen Schlangen umher; der
Rachen roth, deren Kopf mit einer Krone von Goldp
pier geſchmückt war.

Schon bei Gelegenheit der Roratemeſſen (o. S. 8
gewahrten wir, wie die Stelle in Jeſaia 45, 4. „Thau
ihr Himmel von oben und die Wolken träufeln Gere
tigkeit“ als eine Prophezeiung auf Chriſtus in der alt
Kirche gedeutet wurde. Gedichte des Mittelalters drück
das Geheimniß der Menſchwerdung in den Worten a
„Maria wurde von Gott mit ſeines Geiſtes Thau b
ſchattet.“ Sie heißt die Aue, welche vom Himmelth
beregnet und begoſſen Blumen trug; kein Wunder, wei

der Aberglaube auch dieſe zarte Vorſtellung, ſie vergröbernd und verſinnlichend, in ſeine Kreiſe zog. Schon im 12. Jahrhundert glaubte man, daß in der heiligen Nacht jedes Jahr um die Stunde der göttlichen Geburt himmliſcher Thau herabfalle. Dann ſtellte man ein Gefäß voll Hafer in's Freie, der vom Himmelsthau berührt die Kraft an ſich ziehe, den Tod zu vertreiben, wenn man beim Herannahen gefährlicher Peſt ihn den Thieren zu eſſen gebe. Und Brod in der Weihnachtsnacht unter freiem Himmel gebacken war im Stande, jedem Fieberkranken zu nützen, „wenn der Glaube nicht fehlt.“

Maria wurde von Alters geprieſen als die Pfingſtroſe, die Roſe im Himmelsthau; ſie „war bei Joſeph, wie ein Roſenblatt bei ſcharfen Dornen“, ſie war daher die Roſe ohne der Sünde Dorn. Sie heißt aber auch mit anderer Wendung Roſengarten, Roſenthal, blühender Roſenzweig und Chriſtus hieß dann die Blume, welche ſie trug. Im Buche Jeſus Sirach 24, 18 rühmt ſich die Weisheit „Ich bin aufgewachſen, wie die Roſenſtöcke, ſo man zu Jericho ziehet.“ Hiernach nannte man bildlich bald Chriſtus, bald Maria „die Roſe von Jericho.“ Alljährlich in der Chriſtnacht blüht dieſe Roſe von Jericho auf. Aber wiederum vergaß das Volk die geiſtige Bedeutung auch dieſes ſinnvollen Bildes und glaubte nun, daß am Brunnen des Eliſa in Paläſtina in der Weihnacht Roſen entſpringen und daß die wirklichen vertrockneten Jerichoroſen dann von ſelbſt ihren Kelch öffnen. Es iſt dies eine weit verbreitete Rede. Die ſchwäbiſchen

Weinbauern nennen die Rose von Jericho „die Weinrose", sie stellen sie ins Wasser und prophezeien aus der Art und Weise ihrer Entfaltung ein gutes oder schlechtes Weinjahr. Hier spielt ein anderer dichterischer Ausdruck für Maria hinein, wonach sie als der Weingarten, Christus als die unscheinbare Blüthe des Weines bezeichnet wird (nach Joh. Lied 1, 14. Joh. 15, 1—5. Indem man eine Stelle des hohen Liedes 1, 14 auf den Heiland bezog „In den Weinbergen von Engedi ist mein Theurer eine Cypertraube", sagte man: „In der Weihnacht blühen die Weinberge von Engedi."

Unerschöpflich war die alte christliche Poesie in Gleichnissen für den Messias und seine Mutter. Im Jesaias las man die messianische Weissagung „Und es wird geschehen zu der Zeit, daß die Wurzel Isais, die da steht zum Panier den Völkern, nach der werden die Heiden fragen und seine Ruhe wird Ehre sein." Vgl. Röm. 15, 12. Aus dem Stammbaum Davids, kündet der Prophet, werde ein neues Reis, der Erretter und Heiland entsprießen. Christus und seine jungfräuliche Mutter wurden daher in Lied und Kunstdarstellung gefeiert als die reine Blüthe, aus der Wurzel Davids und seines Stammvaters Isai gewachsen. Aber auch Maria hieß die blühende Gerte von Jesse. Maria, sagte man, gleiche der Gerte Aarons, welche, obgleich dürr, dennoch grünte und Mandeln trug; (4. Mose 17, 8.) Jesus ist die duftende Mandelblüthe, der süße Mandelkern. Und wiederum wuchs der Heiland aus dem Stamme der Juden, wie die

wohlduftende Blüthe des Hollunderſtrauches aus deſſen widerlich riechenden Blättern. Seit Chriſti Geburt iſt der Winter des Heidenthums vorüber, „dann keimt, nach dem Ausdruck eines alten Hymnus, auf Erden die Blume, deren Duft uns heilt.“ Die Legende eignete ſich dieſe bildlichen Vorſtellungen an, ſie erzählte, daß als die Engel vom Himmel herabſtiegen, um das neugeborene, goldene, göttliche Kind mit allerlei lieblichen Geſängen zu verehren, der tiefe Schnee des Winters augenblicklich verſchwand, die Bäume in Blättern und Blüthe erſchienen und das Feld mit den ſchönſten Blumen ſich ſchmückte. In Deutſchland glaubte man, daß ein Zweig, den man in der St. Andreasnacht — am Anfange des Advents — in Waſſer ſetze, in der Weihnacht blühe. Während der Chriſtmeſſe ſoll der Hopfen fingerlange Schoſſen unter dem tiefſten Schnee hervortreiben; aber wehe dem, welcher in ſündlicher Neugier das Wunder belauſchen wollte! Der Hollunderbaum ſchlägt um die Stunde der heiligen Geburt aus und treibt Blüthen. Beſonders viel aber wußte man von Apfelbäumen zu ſagen, welche alljährlich bis zum Weihnachtsabend entblättert daſtehen, in der Mitternachtſtunde aber anfangen Knospen auszuſtoßen und Blätter zu tragen und bis zum Morgen Aepfel zu zeitigen, ſo groß, wie eine gemeine Baumnuß. Solche Bäume ſoll es bei Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Lahr am Main gegeben haben, und noch im vorigen Jahrhundert überſandte man ſich „die Chriſtäpfelein“ oder Dräutleinsäpfel, die auf ſolchen Aepfeln gewachſen.

**

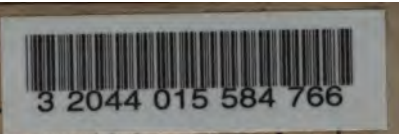
Auf dem Kirchhofe der Abtei Glaſtonbury in der engliſchen Grafſchaft Somerſet ſtand ein frühausſchlagender Weißdorn, der von einem Stabe abſtamme, welchen Joſeph von Arimathia am Chriſtabende in die Erde ſteckte. Jahr für Jahr bedeckte er ſich in der Weihnacht mit ſchneeweißen Blüthen und noch unter Karl I. wurde dem König und der Königin jedes Jahr am Weihnachtsfeiertage in feierlicher Proceſſion ein Zweig dieſes Baumes als Gabe überreicht.

Chriſtus ſelber war als Anfang neues Lebens mitten im Winterſchnee als Baum oder Blume emporblühend gedacht; daß aber dieſer Baum von Joſeph von Arimathia, jenem Reichen, welcher den Herrn beſtattete, gepflanzt ſein ſollte, hängt mit einem anderen tiefſinnigen Ideen- und Sagenkreiſe zuſammen, wonach der erſte Adam, der ſündige Menſch, in einer Höhle von Golgatha gerade unter dem Orte ſein Grab gefunden hatte, wo ſpäter der zweite Adam, der ſündloſe Menſch den Kreuzestod erlitt. Chriſtus, der Wiederbringer des verlorenen Paradieſes war der Lebensbaum, der einſt im Garten von Eden geſtanden. So heißt es in einem Officium der griechiſchen Kirche zur Vorfeier der Weihnacht: „Der Baum des Lebens erblühte in der Höhle (dem Orte der Geburt Chriſti) von der Jungfrau. Denn es zeigte ſich ihr Leib als das geiſtliche Paradies, worin die göttliche Pflanze geboren wird, welche Leben giebt, wenn wir uns von ihr nähren.“ Und anderswo wird Maria geſchildert als der blühende und unvergängliche Garten, in welchem der

Baum des Lebens gepflanzt sei, der allen ungehindert die Frucht der Unsterblichkeit mittheile. Wiederum wurde auch das Kreuz als Baum des Lebens gedacht und in Kunstvorstellungen mitunter als Stamm mit Wurzeln und Blättern dargestellt, wogegen es noch andere als den Baum der Erkenntniß priesen, von welchem Eva die todbringende Frucht gepflückt, auf dem aber Christus die Schuld des Menschengeschlechtes wieder gesühnt habe. Gott selber hätte einen Zweig dieses Baumes einst dem Seth für seinen alterskranken Vater aus dem Paradiese gereicht und jener habe denselben auf Adams Grab gepflanzt. Er sei zu einem schönen und starken Baume erwachsen und nach 5000 Jahren als Kreuzesholz durch den Apfel den er trug, Jesus, dem Urvater der Menschheit, Mittel der Genesung geworden, so daß derselbe wieder lebendig ward, um fortan nimmer zu sterben.

Sinnvoll hat die deutsche Sitte diese Gedanken zu dem schönsten Schmucke ihres Festes, zum Weihnachtsbaum verwandt, der, soviel man weiß, zuerst im 17. Jahrhundert erwähnt wird. Im strahlenden Lichterschmuck mit seinen goldenen Aepfeln, Nüssen und Mandeln prangend ist er ein Sinnbild des neuen Lichtes, welches mit Christo der Welt anbrach, des Paradieses, welches neu in jedem Herzen erstehen soll, er ist ein Symbol des Heilandes selbst, der im Winter des Heidenthums nach dem Ausdrucke der frommen Vorzeit, als „ein immergrünes Reis, ein fruchttragender Mandelnußbaum“ emporstieg. Wir dürfen kaum zweifeln, daß selbst das an den Baum

gehängte Zuckerbrod ſymboliſchen Beziehungen ſeinen 1
ſprung verdankt, da Chriſtus nicht allein als der neue Apf
als die Nuß der Mandel und Muskat, ſondern auch
„das himmliſche Brod“, „die lebende Semmel, das Wu
ſchesbrod, das Brod der Engel“ in der alten Poeſie
zeichnet wird. Und wenn nun die lichthelle Tanne r
ihrem duftigen Harzgeruch und dem anheimelnden Du
der Wachskerzen die Luft durchwürzt und die Freude ſe
gen Gebens und ebenſo ſeligen unbefangenen Empfange
beſtrahlt; wenn in den lieblichſten Ueberraſchungen ei
Welt zarteſter Fürſorge und geheimnißvoller Liebesmüh
zu Tage tritt; wenn alle Gemüther vorzugsweiſe
Glücke der Kinder ſich ſonnen und ihnen Geſchenke b
ten, weil ein Kind der Feier Inhalt iſt, welches
Menſchheit als höchſtes Geſchenk ſich ſelber darbrin
dann klingt und ſingt es in Ohren und Herzen über
von dem Frieden, den als ewigen Zuſtand die chriſtli
Menſchheit im Kampfe mit dem Elend und der Leid
ſchaft zu erringen beſtrebt iſt; dann iſt es, als ob
anſtrebende Pyramide des Lichterbaumes einen mit d
anderen höher und höher gen Himmel zöge und als
ſchon da ſei das Gottesreich, welches über der ſinnlich
Natur eine reine Welt des Geiſtes und der Gottes
meinſchaft erbauen wird.



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

JUN 3 0 1950

WIDENER

OCT 3 0 1996

FEB 1 0 1997

CANCELLED

BOOK DUE